

Werk

Label: Zeitschriftenheft

Ort: Berlin

Jahr: 1912

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?391365657_1912|LOG_0101

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

ZEITSCHRIFT DER GESELLSCHAFT FÜR ERDKUNDE ZU BERLIN

1912



No. 6.

HERAUSGEGEBEN IM AUFTRAGE DES VORSTANDES VON DR. ALFRED MERZ.

1 Taf.

INHALT.

	Seite		Seite
Vorträge und Abhandlungen.			
E. Seler: Meine Reise durch Süd-Amerika im Jahre 1910. (Schluß folgt)	401	Fritz Heim: Geologische Beobachtungen über Süd-Georgien. (Hierzu Abbild. 25)	451
Hans Spethmann: Forschungen am Vatnajökull auf Island und Studien über seine Bedeutung für die Vergletscherung Nord-Deutschlands. (Hierzu Abbild. 23)	414	Nachrichten von der Deutschen Neu-Guinea-Expedition. II	457
H. Simotomai: Der Tarumai-Ausbruch in Japan 1910. (Hierzu Abbild. 24)	433	Vorgänge auf geographischem Gebiet	459
Karl Sapper: Nachklänge zum Matavanú-Ausbruch (Savaii)	445	Literarische Besprechungen	474
		Alfred Hettner, Richard Neuhauss.	
		Eingänge für die Bibliothek u. Anzeigen	477
		Verhandlungen der Gesellschaft	479
		Allgemeine Sitzung vom 8. Juli 1912.	
		Berichte von geographischen Gesellschaften und Vorträgen	480

BERLIN

ERNST SIEGFRIED MITTLER UND SOHN
KÖNIGLICHE HOFBUCHHANDLUNG
KOCHSTRASSE 68-71.

Preis des Jahrgangs 15 M.

Einzelpreis der Nummer 3 M.

6

Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin.

Haus der Gesellschaft: Wilhelmstraße 23.

Gestiftet am 20. April 1828. — Korporationsrechte erhalten am 24. Mai 1839.

Vorstand für das Jahr 1912.

Vorsitzender	.....	Herr Penck.
Stellvertretende Vorsitzende	.....	{ " Hellmann. " Wahnschaffe.
Generalsekretär	.....	" G. Kollm.
Schriftführer	.....	{ " G. Wegener. " Fr. Jaeger.
Schatzmeister	.....	" Behre.

Beirat der Gesellschaft.

Die Herren: Auwers, v. Bessel, Beyschlag, Brauer, Conwentz, Engler, P. D. Fischer, Grapow, Helmert, Jannasch, Kronfeld, v. Luschan, Matthiass, K. von den Steinen, Struve.

Ausschuss der Karl Ritter-Stiftung.

Die Herren: Penck, Hellmann, Behre; Engler, Güssfeldt, K. von den Steinen, Frhr. v. Thielmann.

Verwaltung der Bücher- und Kartensammlung.

Bibliothekar	.....	Herr Kollm.
Assistent	.....	Frl. Rentner.

Schriftleitung der Zeitschrift:

Dr. Alfred Merz.

Registrar der Gesellschaft: Herr H. Rutkowski.

Aufnahmebedingungen.

Zur Aufnahme in der Gesellschaft als ordentliches Mitglied ist der Vorschlag durch drei Mitglieder erforderlich. Jedes ansässige ordentliche Mitglied zahlt einen jährlichen Beitrag von mindestens 30 Mark in halbjährlichen Raten pränumerando, sowie ein einmaliges Eintrittsgeld von 15 Mark, jedes auswärtige Mitglied einen jährlichen Beitrag von 15 Mark.

Veröffentlichungen der Gesellschaft.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Jahrgang 1912. Jedes Mitglied erhält die Zeitschrift unentgeltlich zugesandt.

Abhandlungen, Original-Mitteilungen und literarische Besprechungen für die Zeitschrift werden mit 60 M für den Druckbogen, Original-Karten nach Übereinkunft honoriert. — Die Verfasser sind für den Inhalt ihrer Artikel allein verantwortlich.

Bisherige periodische Veröffentlichungen: *Monatsberichte 1839—1853*, (14 Bde.); *Zeitschrift für allgemeine Erdkunde 1853—1865* (25 Bde.); *Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde seit 1866*; *Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde 1873—1901* (28 Bde.) — *Bibliotheca Geographica* (seit 1891, jährlich 1 Bd.).

Sitzungen im Jahre 1912.

	Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Oktbr.	Novbr.	Dezbr.
Allgem. Sitzungen	13. u. 20.	8.	2.	18.	4.	8.	6.	9.	2.	7.
Fach-Sitzungen	—	19.	18.	—	—	—	—	21.	18.	16.

Die Bibliotheks- und Lesezimmer der Gesellschaft (Wilhelmstr. 23) sind mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage täglich von 9 Uhr vormittags bis 7 Uhr abends geöffnet. Die Stunden zur Erledigung geschäftlicher Angelegenheiten sind von 9—12 und 4—7 Uhr.

Sämtliche Sendungen für die Gesellschaft sind unter Weglassung jeder persönlichen Adresse oder sonstigen Bezeichnung zu richten an die „Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, SW. 48, Wilhelmstr. 23“.



Phot.: Verfasser (1910).

Abbild. 23. Endmoränenwall auf dem nördlichen Vatnajökull bei Gaesavötn. (Von Süden gesehen.)

Meine Reise durch Süd-Amerika im Jahre 1910.*)

Von E. Seler.

Mit dem Dampfer der Hamburg-Südamerikanischen Linie waren wir in der Nacht nach Montevideo gekommen und fuhren in der Morgenfrühe in dem gelben Wasser des großen Ästuars, das den Namen Rio de la Plata führt, aufwärts. Nebel lagerte auf dem Wasser, und in abgemessenen Zwischenräumen tönten, bald nah, bald fern, die Dampfpfeifen oder heulten die Sirenen uns entgegenkommender oder in gleicher Richtung mit uns laufender Dampfer. Von Zeit zu Zeit hob sich der Nebel, und wir schauten über die lehmgelbe Flut, die nach beiden Seiten kein Land zeigte. Und — ein sonderbarer Anblick — in dieser für das Auge unbegrenzten Wasserfläche lagen Schiffe der verschiedensten Nationen ruhig vor Anker. Darunter, in gleichen Abständen, eine stattliche Reihe von dreizehn argentinischen Kriegsschiffen, die hier aufgestellt waren, die Schiffe der fremden Nationen zu begrüßen, die zu der Jahrhundertfeier der Losreißung Argentiniens von dem spanischen Mutterlande von allen bedeutenden Ländern Europas und Amerikas entsendet worden waren.

Die Hauptstadt Argentiniens imponiert durch ihre Größe und das gewaltige geschäftliche Treiben. Weniger kam, man verzeihe es uns, unser ästhetisches Empfinden zu seinem Recht. Nicht daß etwa Buenos Aires eine häßliche Stadt zu nennen wäre, aber wir sind seit langem gewöhnt, uns mit Liebe in die architektonischen Schönheiten der alten Städte des spanischen Mutterlandes und der älteren Kolonialstädte zu versenken und fanden Ähnliches in Buenos Aires nicht, das, wie das ganze Land, Neuland ist, mit allen Vorzügen, aber auch mit den Nachteilen eines solchen. Ausflüge in die benachbarte Pampa zeigten uns Bilder, die an amerikanische Vorstädte und Farmdistrikte erinnerten: Holzhäuschen, mit Wellblech gedeckt, wie sie nur in dem, trotz aller Pamperos, doch milderen Klima möglich sind, wüste Plätze, Stacheldraht, vereinzeltes Vieh

*) Vortrag, gehalten in der Allgemeinen Sitzung vom 2. März 1912.

und die ganze Unordnung schnell entstandener und nicht für langen Gebrauch bestimmter Ansiedelungen.

La Plata, die neugegründete Hauptstadt des Staates Buenos Aires, hat breite Straßen und niedrige Häuser, wie eine Stadt der Pušta, die es ja in der Tat auch ist. Aber neben der Staatsuniversität liegt in einem Haine von Eucalyptusbäumen das Staatsmuseum, das dem in ungenügenden Räumen untergebrachten Nationalmuseum in Buenos Aires mächtig Konkurrenz macht. Der deutschschweizerische Geologe Santiago Roth demonstrierte uns dort die Schilder der vorweltlichen Riesengürteltiere, die der Urmensch, wie er meint, mit einem durch ein Loch des Panzers gezogenen Stricke an seiner Hütte befestigte, wie es heutzutage die Bewohner der Pampas mit den zu Kaninchengröße und weniger herabgesunkenen Nachkommen jener vorweltlichen Riesentiere tun. An das Völkergemisch, in dem hier die Nachkommen der alten Peruaner mit den Nachkommen der alten Römer sich treffen, erinnerte mich die in spanischer Orthographie geschriebene Aufschrift an einem kleinen Pampa-Restaurant: *c a n c h a d e b o c h a* „Hof (peruanisch) für das Boccia-Spiel“, Bekanntlich sind auch die Worte *p a m p a*, *Ch a c o* u. s. w. der altpерuanischen Sprache entnommen. Wenn aber auch die Pampa, wenigstens in der Nähe der Hauptstadt, wenig Anregung bot, so erfreuten das Herz des alten Naturforschers um so mehr die Sumpfe und Uferwaldungen am Rio de la Plata, wo mannhohes *Eryngium* und großblütige *Sagittaria* die heimischen Formen in vergrößerten Ausgaben vorführten und mit anderen, dem neuen Kontinenten eignen Typen sich mischten. Eine der schönsten Erinnerungen aus jener Zeit der Feste und Empfänge ist mir daher eine stille sonntägliche Fahrt durch das Flußgewirr des *R i o d e l T i g r e*, mit seinen spiegelglatten, von Pappeln, Gesträuch und Schilf eingefaßten Kanälen, die uns fast an den heimischen Spreewald erinnerten, nur daß hier hinter dem Baumbestande des Uferrandes mit goldenen Früchten beladene Orangenbäume, Weinlauben und Obstplantagen, von betriebsamen Italienern angelegt, sich zeigten und auf dem breiteren Wasser ein fröhlicher Rudersport mit Motorbooten größeren und kleineren Kalibers in Wettkampf tritt.

Als endlich Kongreß und Zentennarfeier hinter uns lagen, brachen wir, eine kleine Abteilung des Amerikanisten-Kongresses, einer Einladung der bolivianischen Regierung folgend, auf, um die altberühmten Ruinenstätten des bolivianischen Hochlandes uns anzusehen. Es waren, wie es bei großen Kongreßausflügen zumeist der Fall ist, hauptsächlich Deutsche und Deutschsprechende, die sich zu dieser weiteren Tour entschlossen. Uns Deutschen liegt eben die Wanderlust besonders im Blute. Die Kolonne fand sich allerdings erst in Tucuman zusammen, indem die einen den direkten Zug von Buenos Aires dorthin nahmen, während wir, mein Wiener Kollege,

meine Frau, Fräulein Dr. Dillenius und ich, ein paar Tage in Córdoba zubrachten. Wir hatten dadurch Gelegenheit, einen eintägigen Ausflug in die schön bewaldete Sierra von Córdoba zu machen — die der Haupterholungsort der „Porteños“, der Bewohner der Stadt Buenos Aires, in der heißen Sommerszeit ist — und auch ein Stück der Umgegend von Tucuman zu sehen.

Der Weg nach Bolivien geht durch die berühmte *Querbrada von Humahuaca*, ehemals der Wohnsitz streitbarer Stämme, die den Spaniern lange Zeit die Reise von ihren Ansiedelungen im silberreichen Bolivien nach Argentinien und Chile erschwerten, zugleich aber auch eine uralte Völkerstraße, auf der lange vor den Spaniern die Inca-Soldaten ihren Weg nach Chile fanden, und durch die in vorspanischer Zeit alt-peruanische Kulturelemente sich weithin in die Täler der argentinischen Kordillere und in die Ebenen des Chaco und der argentinischen Pampa verbreiteten.

Jujuy, am unteren Ausgange der Schlucht, liegt 1258 m, *La Quiaca*, am oberen Ende, 3300 m hoch. Diese Höhendifferenz überwindet der Zug in einem Tage. Des Morgens, in *Jujuy*, sieht man sich von tropischer Vegetation umgeben, bewaldete Kuppen, in der Tiefe schimmernd das lichte Grün der Zuckerrohrfelder und eine Blütenfülle an Hecken und Wegen. So geht das bis *Leon* (1600 m). Dann folgt auf der rechten Talseite eine gewaltige *Fiumara*, ein breites trockenes Flußbett voller Stein- und Geröllmassen, das aber zur Zeit der großen Wolkenbrüche — „*volcán*“ nennt sie die Sprache des Landes — voll ausgefüllt wird von tosenden, Schutt und Steine mit sich führenden Fluten. Weiterhin ist eine hohe Talstufe zu überwinden, die der Zug langsam und keuchend in Windungen emporsteigt. Auf der Höhe liegt der Ort *Tumbaya* (2000 m). Schon von *Leon* ab war die Waldvegetation auf den Hängen der Talseiten zurückgetreten. Von *Tumbaya* ab dominiert die Farbe des Erdreichs, das nur in spärlicher Weise von Dornbüschchen, Kaupen des hohen Kordillerengrasses und hohen und niedrigen, säulen- und polsterförmigen *Cactaceen* überkleidet ist. Über den Quarziten und Grauwacken, die den Untergrund bilden, liegt hier ein mürbes, tonig-sandiges Erdreich in Schichten von gewaltiger Dicke, das in buntesten Farben schillert, wobei aber ein tiefes, prächtiges Rot am meisten hervortritt. Wir haben diese Schichten auch in Bolivien, in den mittleren Höhenlagen, an den Wandungen der tief eingeschnittenen Flußtäler, überall wiedergefunden. Oberhalb des Ortes *Humahuaca* wird das Tal enger, die Landschaft ärmlicher und kahler. Im Talgrunde zieht die alte Karawanenstraße, an der, in nicht sehr langen Abständen, *Corrales* und Unterkunftshäuser einander folgen. Ihre Wände, wie die Schutzmauern der kleinen Acker-

stückchen daneben, sind aus großen Blöcken gepreßten Lehms erbaut. Sie sind aber jetzt zumeist verlassen, denn die Eisenbahn hat den Lasttierverkehr lahmgelagt oder wenigstens auf einen lokalen Grenzverkehr beschränkt. Es sind die Kechua sprechenden *Susques*¹⁾ und andere Bewohner der argentinischen Puna-Region, die immer noch einen, in bescheidenen Grenzen sich haltenden Verkehr mit *Talina* und anderen jenseit der bolivianischen Grenze gelegenen Marktorten unterhalten. Sie bringen dorthin die von ihnen gezüchteten Esel zum Verkauf und handeln dafür Cocablätter, Hüte, aus Rohr geschnittene Panflöten und die sonderbaren, *charango* genannten, über einem Gürteltierpanzer als Kasten gearbeiteten Gitarren ein — alles Dinge, die sie auf den näher gelegenen argentinischen Märkten Salta und Jujuy nicht in der Qualität und der Preislage bekommen. — Höher hinauf im Tale verschwinden die buntgefärbten tonig-sandigen Schichten. Massiger Fels, aus kompakten Quarziten, Schiefern und Grauwacken bestehend, bildet die Talseiten. Schon im Abenddunkel zeigte man uns, hoch oben am Berge, scharf am Himmel sich abhebend, den *Puente del diablo*, eine natürliche Felsbrücke, die 36 m lang und 6 m breit sein soll.

La Quiaca, der letzte Ort Argentiniens, liegt schon jenseit der Wasserscheide auf windiger freier Höhe, die mit den Hochflächen des argentinischen Gebiets, der *Puna de Jujuy* und der *Puna de Atacama*, unmittelbar zusammenhängt. Wir fanden es, als wir in der Nacht dort anlangten, empfindlich kalt, aber der Sternenhimmel war unbeschreiblich schön. Der Ort hat eine gewisse Zukunft. Denn die Bahn, die jetzt dort an der bolivianischen Grenze endet, soll einmal bis Uyuni weitergebaut werden, also Anschluß an die Bahn erhalten, die von Antofagasta an der chilenischen Küste heraufkommt und bis La Paz und Cuzco sich fortsetzt. Wir wurden hier von einem Kommissar der bolivianischen Regierung, Herrn *Manuel E. Aramayo*, dem Abkömmlinge einer alten, in der Gegend zwischen *La Quiaca* und *Tupiza* erbangesessenen Familie, empfangen und fanden Unterkunft in einem Hause, wo der Inhaber der Stations-Cantina, ein Italiener, ein paar Gastzimmer für Fremde bereit hielt. Wir waren froh, daß wir uns schon in Buenos Aires mit Guanaco-Pelzdecken versehen hatten. Beim Hantieren mit dem Koffer konnte ich ein Schwindelgefühl nicht überwinden. Es war ein leichter Anfall der Bergkrankheit, die man hier *Puna*, in Peru bekanntlich *Soroché* nennt. Unsere Damen hatten in der Nacht stark mit Atemnot zu kämpfen. Cocablätter, gekaut, oder besser noch, ein Aufguß davon, sind das beste Heilmittel

¹⁾ Vgl. *Eric Boman*, *Antiquités de la Région Andine de la République Argentine*. Paris 1908. II. S. 402.

dagegen. Man sagte uns, daß das Auftreten der Bergkrankheit durchaus nicht allein von der Höhe abhängig ist, daß es Orte gebe, wo man regelmäßig von der Krankheit befallen werde, und die man deshalb möglichst meide, während man an anderen, höher gelegenen Orten verschont bleibe. Die Eingeborenen scheinen übrigens bis zu einem gewissen Grade dagegen gefeit zu sein. Unser Begleiter, Herr Aramayo, der nicht immer in diesen Bergen gelebt hat, sondern seine Erziehung und wissenschaftliche Ausbildung in Buenos Aires genossen hat, erzählte uns, daß er lange Jahre in einer seiner Familie gehörigen Mine bei dem Orte Esmoraca zugebracht habe, die 5130 m über dem Meere liegt, ohne jemals Beschwerden wegen der Höhe gehabt zu haben.

Ein leichtes, mit acht munteren Maultieren bespanntes Wägelchen nahm uns am anderen Morgen auf und führte uns in schneller Fahrt über die kahlen, mit scharfkantigem Geröll überstreuten Flächen, zwischen dem magere Grasbüschel, jetzt ganz verdorrt, und dornige Wüstenstauden ein kümmerliches Dasein fristeten. Die Luft ist durchsichtig klar, scharf heben sich am Horizonte, bald links, bald rechts, die Linien ferner Gebirge ab. Gelegentlich wird eine Barranca passiert, wo ein dünnes Wasserfädelchen, im allgemeinen unserer Wegrichtung folgend, zu Tal rinnt. So schmal das Wässerlein ist, so genügt es doch, um auf ein paar schmalen, in Terrassen angelegten Ackerstückchen ein üppiges Wachstum von Luzerne zu erzeugen, die der Besitzer als Futter an die durchreisenden Esel- und Llama-Karawanen verkauft. Wir passierten bald darauf das zugehörige Hacienda-Gebäude, ein festungsartig geschlossenes Lehmauerviereck, das innen die Corrales für das Vieh und die Wohnräume birgt. Allmählich geht es abwärts, die Wasserfäden werden breiter, dafür der Weg aber schlechter. Mühselig müssen die Mäuler die Kutsche über die breiten, aus Flugsand zusammengewehnten Rücken schleifen, bis endlich in der Ferne die Lehmhäuser und das aus gleichem Material erbaute Kirchlein eines Dorfes sichtbar werden — es ist Mojo, das erste Dorf an diesem Wege und unsere Frühstücksstation. Die Gehöfte sind auch hier geschlossene Mauervierecke, mit einem Torausgang nach außen. Das Viereck umschließt verschiedene Höfe, einen vorderen, auf den die Zimmer und die Aufbewahrungsräume münden, im allgemeinen fensterlose Räume, die nur durch die Tür ihr Licht erhalten; die hinteren Höfe sind Corrale für das Vieh, die oft noch mit unbedeckten, nur von halbhohen Mauern umgebenen Corralen in Verbindung stehen.

Wir sind seit La Quiaca in echtem Khechua-Gebiet. Die Lebensbedingungen sind nicht mehr sodürftig wie auf der an La Quiaca grenzenden Puna von Jujuy, deren Verhältnisse uns Boman eingehend geschildert

hat¹⁾. Es wird hier schon Getreide gebaut. Aber die ganze Lebenshaltung ist doch noch primitiv genug. Dem Gehöfte, in dem wir abgestiegen waren, benachbart, fand ich eine andere Lehmmauereinfriedigung, die mit einem ärmlichen Hause daneben in Verbindung stand, und die fast ganz mit aufgerichteten kleinen Garbenbündeln gefüllt war. Dazwischen standen große Tonkrüge, die mit einer Schüssel oder einem Deckel zugedeckt waren. Ich sollte nicht lange im Zweifel bleiben, was das Ganze bedeutete. Eine Frau kam heraus, breitete ein kleines Schaffell auf der Erde aus, nahm eine Handvoll Garben und, vor dem Schaffell kniend, schlug sie mit einem Stein die Körner aus und füllte mit der Hand die ausgeschlagenen Körner in einen der großen Tonkrüge — also Handdrusch und eine Aufbewahrung des Getreides, wie sie primitiver nicht gedacht werden kann.

Von Mojo ging es stark bergab, die schon etwas stattlicheren Dörfer M o r a y a und N a z a r e n o passierend, über einen von Schluchten zerrißenen Abhang auf den Graten zwischen den Barraken. Der hohe Säulen-kaktus, den wir in der Quebrada von Humahuaca gesehen hatten, trat hier wieder auf, dazwischen Dornakazien und die M o l l e - Bäume mit ihrem schönen dunkelgrünen, zartgefiederten Laub. Dann kamen wir zum R i o G r a n d e , dem südlichen der beiden Quellflüsse des Pilcomayo. Er wird auch R i o S u i p a c h a genannt, nach einem ärmlichen Indianerdorfe am anderen Ufer, dessen Name aber bei den Eingeborenen einen guten Klang hat, da hier in dem Unabhängigkeitskriege eine kleine Schar Spanier von einer nicht viel größeren Schar von Patrioten in die Flucht geschlagen wurde. Der Fluß fließt in einem breiten offenen Tale. Die Talseiten bestanden wieder aus jenen horizontal geschichteten, lebhaft roten tonig-sandigen Massen, und die Erosion hatte ganze Geisterschlösser aus ihnen herausgearbeitet. Der Fluß wurde ohne Mühe passiert, da er in dieser Jahreszeit nicht viel Wasser führt. Hinter Suipacha hatte die Kutsche erst mühselig eine kleine Talsperre zu überwinden, dann fuhren wir im Tale des Rio Grande und teilweise in seinem Bette aufwärts. Schon im Abenddunkel bogen wir in das Seitental des Rio Tupiza ein, und es war schon völlig Nacht, als wir den Angosto des Rio Tupiza passierten, eine allerdings kurze Passage, wo hohe Porphyrfelsen das Tal bis auf eine Breite von 10 m einengen.

T u p i z a , die Hauptstadt der Provinz Sur-Chichas, liegt nach dem Nivellement der Eisenbahntrazierung 2948 m über dem Meere, in einem schönen, von hohen Bergen eingefaßten Tale, das allerdings zumeist von dem breiten sandigen Bette des Flusses eingenommen ist. Die Talwände

¹⁾ *Antiquités de la région andine de la République Argentine.* Paris 1908.
Vol. II. S. 417—526.

bestehen bei Tupiza selbst aus demselben tonig-sandigen Erdreiche, das bald leuchtend roter Farbe, bald dunkelschwärzlich ist, mit weißen Salpeterausblühungen. Weiter abwärts und auch aufwärts treten an den Talseiten wieder die alten Schiefer und Grauwacken auf, die an vielen Stellen Erz enthalten. Unterhalb Tupiza hatte eine Kompagnie, die sich San Juan del Oro nannte, einen Minenbetrieb in größerem Stil einzurichten versucht, ist aber jämmerlich verkracht und hat der Provinz viel Schaden und Verluste verursacht. Sie existiert zur Zeit nur noch auf Ansichtskarten weiter, die der Reklame halber in großen Mengen angefertigt worden waren.

Das Klima von Tupiza ist sehr trocken. Ackerbau ist nur mit Bewässerung möglich. Mit Sorgfalt ist deshalb jedes Stückchen ebenes Land, das man durch Dämme und Schutzbauten dem Berghange und den Wildwassern des Flusses abgewinnen konnte, durch einen, oft von weit oben her abgeleiteten Kanal (*acequia*) bewässert. „*Sangrar el rio*“, „den Fluß zur Ader lassen“, nennt der Spanier diese Ableitungen. Diese Täler scheinen aber so recht das kongeniale Klima für den *molle* zu sein, den uns schon aus Mexiko, wo er seit alter Zeit eingeführt ist, wohlbekannten „*arbol del Pirú*“ (= *Schinus molle* L.). Ich habe noch nirgends so viele und so stattliche Exemplare wie dort gesehen. In der winterlichen Trockenzeit, wo alles dürr und vertrocknet ist, und tatsächlich keine Blüte, außer in den bewässerten Gärten, zu sehen ist, ist die immergrüne dunkle Farbe seines feingefiederten Laubes doppelt erquickend.

Die Stadt Tupiza zählt nur 2000 Einwohner, aber es ist viel „gente decente“ aus den ältesten spanischen Familien. Etwas oberhalb Tupiza liegt O p l o c a, eine der ersten spanischen Ansiedelungen in diesem Gebiete, und ein Besitz, mit dem der Grafentitel verbunden war. Die C o n d e s d e O p l o c a sind aber jetzt ausgestorben, und das Gut im Besitze einer Minengesellschaft. Auf den Straßen von Tupiza und auf dem kleinen Markte wimmelt es von Indianern aus den benachbarten Dörfern. Wir sind hier, wie oben schon gesagt, mitten im K h e c h u a - Gebiet, die Sprache der Inca wird hier und bis über Uyuni hinaus gesprochen, während in und um La Paz und in der ganzen Titikaka-Region A y m a r á sitzen. Die Kleidung ist keine ursprüngliche mehr. Es ist eine altspanische Tracht, bei den Weibern ein Rock, der oben eng und glatt und unten weit und gefältelt ist. Merkwürdig kontrastieren mit dieser Tracht die von den amerikanischen Schuhhändlern eingeführten und leider von den Mischlingen und selbst den Indianerinnen vielfach angenommenen hochhackigen Damen-schuhe. An uralte Zeiten aber erinnert es, wenn man die Weiber überall mit der Spindel in der Hand und auch im Gange spinnen sieht. Die Ge-spinnstfaser ist in diesen Gegenden natürlich nicht Baumwolle, sondern Wolle von Schafen und Llama. Durch Verwendung der Wolle brauner

und weißer Llama werden, wie in alter Zeit, ganz geschmackvolle doppelfarbige Stricke, Schleudern, Taschen, Kapuzen, Gürtel und Decken gefertigt. Im übrigen ist mit europäischen Farben leuchtend rotgefärbte Schafwolle beliebt, aus der insbesondere die Röcke der Weiber, aber auch Kapuzen und anderes mehr, gewebt werden. Die erste Art der Herstellung farbiger Gewebe ist auch von den Spaniern angenommen worden, die durch Verwendung von Fäden aus verschiedenen braunen und weißen Schattierungen der Wolle des Halsteils von Vicuña sehr feine naturfarbene braun und weiß schattierte Ponchos und Halstücher weben, die ein beliebter Artikel in ganz Argentinien sind.

Von Tupiza führt eine alte Straße einerseits nach Potosi und Sucre, andererseits nach Uyuni und La Paz. Der erstere Weg ist immer ein Saumpfad gewesen, der letztere ist als Karrenweg benutzt worden, auf dem man auch wiederholt versucht hat, Postkutschen gehen zu lassen. Man hat dabei aber immer den Weg von Tupiza über Cotagaita nach Uyuni genommen, der eine scharfe Ecke macht und einen großen Umweg bedeutet. Und auch da war der Dienst sehr unsicher, das Gepäck kam nicht nach, die Wagen versagten. Ein befreundeter Deutscher, der vor einem Jahre von Uyuni herunter kam, um in Buenos Aires sich nach Europa einzuschiffen, mußte, nachdem er die trübssten Erfahrungen gemacht hatte, doch wieder zu Pferd und Maultier greifen. Jetzt war, seit dem 22. Mai, mit Unterstützung der bolivianischen Regierung auf einem neuen Wege über Oro ingenio, Inca cancha, Tambillo ein Postdienst eingerichtet worden, der sich *Em presa Chorollque* nennt, nach dem schönen, 5630 m hohen Berge dieses Namens, an dessen Südseite der Weg vorbeigeht. Diese neue Gesellschaft, die von Uyuni jeden Donnerstag und Sonntag, von La Quiaca jeden Montag und Freitag ihre Wagen abgehen läßt und in drei und einem halben Tage diese ganze Strecke zurücklegt, hatte auch unseren Transport übernommen. Die Vorbedingung für den Betrieb auf diesem neuen Wege war das Vorhandensein einer Anzahl Etablissements, die früher bergbaulichen Zweckes dienten und jetzt als Nachtquartiere und Verpflegungsstationen, als Relais und Fouragedepots dienen sollen. Es war trotzdem kein geringes Unternehmen. Die Hauptschwierigkeit ist die Futterbeschaffung. In diesen Felsen und Wüsteneien wächst kein Gras. Das Futter muß für einen großen Teil des Weges vorausgeschickt werden. Man erzählte uns, daß der Unternehmer für 15 000 Bolivianos das sind 30 000 Frs., Luzerneheu abgeschlossen hätte. Der Fahrpreis für die 66 leguas (das sind über 400 km) lange ganze Strecke beträgt 105 Bolivianas für die Person, Gepäck wird für die ganze Strecke mit 0,53 bolivianischer Münze das Kilo berechnet. Wir waren Gäste der Regierung und hatten nicht nur Fahrt und Quartier und Kost in den Unterkunftshäusern frei, man hatte auch in sehr zuvorkommender

und umsichtiger Weise dafür gesorgt, daß diese eben erst in Betrieb gesetzten Stationen mit allem versehen waren, was der müde Reisende brauchte und wünschen konnte. Es drängt mich, auch an dieser Stelle der bolivianischen Regierung den wärmsten Dank auszusprechen für den glänzenden Empfang und die umsichtige Fürsorge, die sie unserem Häuflein europäischer und argentinischer Gelehrter zuteil werden ließ. — Bis über Oro Ingenio hinaus — einer alten Silberschmelze, die der Minengesellschaft von Chocaya gehört — geht der Weg in dem Tale des Tupiza-Flusses aufwärts, das nach oben immer enger und wilder wird. Dann tritt man aus der Enge heraus in ein flach eingesenktes, breiteres Seitental. Die Landschaft nimmt allmählich den Hochflächencharakter an. In dem durchlöcherten Erdreiche spielen die Viscachas. Aber zugleich tritt der Flugsand auf, der an die armen Zugtiere die höchsten Anforderungen stellt. Die Nacht brach wieder herein. Ein in der Ferne sichtbares Feuer wies uns das Ziel, dem wir uns freilich in dem von Schluchten zerrissenen Terrain nicht in gerader Richtung zu nähern wagen durften, sondern den Wagenspuren folgend, einen scharfen Winkel machend. Es war Escoriani, auch eine alte Silberschmelze, derselben Minengesellschaft gehörig. Wir waren hier ein ganz Stück über 4000 m hoch, und unsere Damen hatten stark an der Bergkrankheit zu leiden.

Am anderen Tage ging es auf der kahlen baumlosen Hochfläche weiter. Schon den Tag zuvor hatten wir in den Felsspalten Eis gesehen, und der Kutscher hatte gelacht und gesagt: „Morgen werden die Maultiere Schlittschuh laufen“. Wir kamen in der Tat schon in den frühen Vormittagsstunden dieses Tages an ein breites sandiges Flussbett, das ganz mit Eis bedeckt war. Es ist der Oberlauf eines Flüßchens, das dem Rio Blanco, dem Flusse von Cotagaita, dem nördlichen Quellflusse des Rio Pilcomayo, zuströmt. Die Maultiere schlidderten nun freilich nicht, sie brachen mit den Hufen die dünne Eisdecke durch. Am anderen Ufer lag die Station Allitas. Und gerade vor uns, jetzt zum ersten Male ganz nahe, hatten wir den schönen Kegel des Chorolque. Wir trafen hier eine Karawane, aus einer größeren Zahl von Llama und einigen Eseln bestehend, von zwei Indianern und einem Hunde geleitet. Die Llama werden noch überall auf den Hochflächen gezüchtet. Sie sind der Reichtum des armen Indianers. Sie tragen zwar nicht so viel wie die Esel oder gar die Maultiere, aber dafür brauchen sie kein besonderes Futter; sie sind gewöhnt, auf diesen dünnen, kalten Hochflächen sich das Futter selbst zu suchen und auch im Marsch zu äsen. Die meisten hatten in den Ohren oder am Halse bunte Wollfäden. Das ist ein Schmuck, den man ihnen einzieht, wenn im ersten Jahre das Jungvieh durch Einschnitte, die man ihnen in die Ohren macht, gezeichnet wird. Dieses Zeichnen geschieht unter Opfern und Anrufungen an die

Pacha mama, die „Mutter Erde“, und an den Aqui Tata, Aqui Mama „den Herrn Vater, die Frau Mutter“, die göttlich verehrten Seelen der Toten. Boman hat bei den Susques der Puna de Atacama eine ganze Anzahl dieser Gebete aufgezeichnet. Das Ausschmücken mit den Wollfäden nennt man „florear las llamas“. Dazu darf nur „lanacunte“ verwendet werden, das ist Wolle von dem Halsteile der Alpacca, die mit dem Saft einer Pflanze, die in Challapata bei Oruro gefunden wird, roth gefärbt ist, und die die Indianer von den Callahuaya, den wandernden Kräuterhändlern, kaufen.

Bei der Weiterfahrt dieses Tages hatten wir zwei hohe Terrassen zu ersteigen. In steilem Zickzack geht der alte Weg hinauf, in mählicheren Serpentinen die neue Fahrstraße. In den Mulden vor diesen Terrassen sahen wir zum erstenmal in größeren Mengen die der Erde angedrückten Polster der hochandinen Pflanzen, *Azorella bryoides* Phil. u. a., yaretá im Lande genannt, deren enganeinander gedrückte holzige Stengel, neben taquia „Llamamist“, das Hauptbrennmaterial, auch für die Silberschmelzen in diesen Gegenden, liefern. Nachdem wir die Terrassen erklimmen, wendet sich der Weg nach links und allmählich absteigend kamen wir zunächst nach Tambo, einem großen Gehöfte, in einer flachen Mulde gelegen, in deren Grunde eine Anzahl Luzerfelder sichtbar wurden, und erreichten, wenn auch erst in der Nacht, ohne weitere Fährlichkeit Ciuas, unser zweites Quartier.

Von Ciuas braucht es bis Uynui noch einen halben Tag. Hier kamen zum erstenmal zur Linken die großen Salzflächen in Sicht, mit hohen Schneebergen dahinter. Die Luftspiegelung zeigte uns diese wie in der Luft schwimmend. Zur Rechten und halb vor uns haben wir eine Bergmasse, an deren Abhängen sich eine weißliche Wolke zeigt. Dort liegt das große Silberbergwerk Pulacayo, die weiße Wolke ist Rauch. In einer in die Hochfläche eingesenkten Talfurche liegt Machuama, unsere letzte Station. In der geschützten Senke wachsen die Wüstenstauden üppiger, und etwas Gras mischt sich schüchtern darunter; die Indianer benutzen das, ihre Llamaherde hier rasten und weiden zu lassen. Unsere Maultiere wurden gewechselt, dann schickten wir uns zur letzten Fahrt an. Aber noch ist ein schweres Stück Arbeit von den Tieren zu verrichten, denn wir kommen jetzt in die Dünenregion, die das abflußlose Becken, in dem Uyuni liegt, umwallen. Bergehoch ragen die Sandwälle in die Höhe, und tiefer Sand füllt auch die vom Wasser gerissenen Furchen, durch die die armen Tiere den Wagen schleppen müssen. Da endlich öffnet sich der Blick. Eine weite Ebene liegt vor uns. Im Hintergrunde funkeln Schneespitzen; davor ein breiter, in reinem Weiß schimmernder Streifen, und ganz vorn eine weite graue, anscheinend vollständig vegetationslose Fläche,

in ihrer Mitte, kaum von dem grauen Erdreich sich abhebend, eine breite Zeile aus Holz gebauter Häuser, von ein paar hohen Schornsteinen überragt. Die Schneespitzen sind die Gruppe des Cerro Moroko und des Cerro Uturuncu an der argentinischen, die des Vulkans San Pedro und San Pablo an der chilenischen Grenze. Der weiße Streifen ist der Salzsee, der das Zentrum dieses großen abflußlosen Beckens bildet und viele Leguas weit nach Norden und nach Westen sich zieht. Die breite Häuserreihe ist Uyuni, ein neuer Ort, der der Eisenbahn, die von Antofagasta in Chile herauftaucht, seinen Ursprung verdankt, für uns der Anfang des Schienenweges, der uns nach La Paz, nach Tiahuanaco und an den Titikaka-See führen sollte.

Uyuni liegt in 3664 m Seehöhe, auf einer freien Ebene, die vom Winde durchtost wird. Ist die Sonne am Tage auch immer warm, so fällt das Thermometer in den Wintermonaten — das ist die Zeit, wo wir Uyuni passierten — oft bis 20° unter den Gefrierpunkt. Dazu sind die Häuser zum großen Teil aus Holz, und Öfen gibt es nicht. In unseren Gastzimmern war am Morgen das Wasser in den Waschbecken gefroren. Meine Frau war daher recht dankbar, daß ihr von dem Vertreter der Firma Gustavo Hinke y Cia ein einigermaßen heizbares Zimmer zur Verfügung gestellt wurde. Nicht minder unangenehm als die Kälte empfindet man die exzessive Trockenheit der Luft, die Nägel brechen, die Haut reißt, wo man nur irgend ein wenig hart anstößt. Man begreift, daß nur die Rücksicht auf den Erwerb die Menschen an diesem Platze festhält. Wir wurden hier von Herrn Manuel Vicente Ballivian empfangen, der Direktor des Statistischen Amtes, Chef des Agrikultur- und Einwanderungsamtes im Ministerio de Fomento und einer der Hauptvertreter der wissenschaftlichen Welt Boliviens ist. Er sollte uns nach La Paz begleiten, anstelle Aramayos, der nach Tupiza zurückkehren mußte. Uns zu unterhalten, wurden uns, wie gewöhnlich, die Schulen des Orts gezeigt. Und am Abend war eine Conferencia im Saale des Ayuntamiento angesetzt, wo Herr Benjamin Guzman, ein aus Sucre, also dem Kechua-Gebiet, stammender Herr, der eine Zeitlang „educationista“ in Tupiza gewesen war und jetzt das Postamt in Uyuni leitete, uns einen Vortrag über den Kechua-Indianer hielt. Blumenreich, formgewandt, poetisch, schilderte er uns den Kechua-Indianer als das arbeitsame, stillergebene Naturkind, das in der gegenseitigen Begrüßung immer noch die alten Inca-Vorschriften: *a m a s u a*, *a m a que l l a*, *a m a l l u l l a*, „stiehl nicht, sei nicht faul, lüge nicht“ sich zurufe und auch danach handele.

Der nächste Tag war für den Besuch von Pulacayo bestimmt. Das ist ein Bergwerk, das der Compañía Huanchaca de Bolivia — einer sehr kapitalkräftigen Gesellschaft, an der die Pariser Rothschild-Gruppe

beteiligt ist — gehört. Das Bergwerk liegt im Nordosten von Uyuni, auf dem direkten Wege 4 Leguas, das sind 20 km, von Uyuni entfernt. Seit einigen Jahren ist es mit Uyuni durch eine besondere Bahn verbunden, die 32 km lang ist, bei der Station *H u a y 1 1 a s* in 4500 m Seehöhe ihren höchsten Punkt erreicht und von dort nach Pulacayo absteigt. Pulacayo selbst liegt 4112 m hoch, in geschützter Lage, an der Nordostseite eines Berges, an dessen Südwestseite, 16 km von Pulacayo entfernt, *H u a n - c h a c a*, das frühere Etablissement, seine Stelle hatte. Pulacayo ist eine ganze Stadt von, glaube ich, 8000 Einwohnern, die die Häuser für die Beamten, Minengebäude, Warenschuppen, Marktplatz, Kirche und Theater- saal und eine Anzahl über verschiedene Höhen verteilter Arbeiterquartiere umfaßt. Ein Stollen geht quer durch den Berg nach dem 16 km entfernten Huanchaca, und von diesem Stollen ist ein Schacht 536 m tief bis zu den eigentlichen Erzlagern niedergesenkt. Da an der Stelle noch 300 m Berg über dem Stollen liegen, befindet sich in Wahrheit die Sohle des Schachts 836 m unter der Oberfläche. Unten herrscht natürlich eine bedeutende Hitze. Das Grubenwasser, von dem in 24 Stunden 7000 Toneladas herausbefördert werden, ist kochend heiß. Früher wurde die Förderung mit Dampfmaschinen betrieben; das war natürlich sehr teuer, denn auf den Kohlen liegt eine unsinnige Fracht, die Eisenbahnverwaltung berechnet sie nach Kilogrammen. An Ort und Stelle steht aber als Brennmaterial nur die oben erwähnte *y a r e t a* und trockener *Llamamist* zur Verfügung. Man hat daher jetzt alle Maschinen für Förderung, Fortbewegung, Licht und Heizung elektrisch eingerichtet. Die Kraft kommt, 10 000 Volt, 14 km weit von dem Schneeberge *C o r u ñ a* her. Die alten Dampfmaschinen werden aber betriebsfähig erhalten. Bei irgend welcher Störung in dem elektrischen Betriebe könnten in einer halben Stunde die Dampfmaschinen wieder in Gang sein. Das herausbeförderte Erz wird zunächst von Frauen zerkleinert und sortiert, das anhaftende taube Gestein entfernt. Dann werden die Erze zermahlen und durch ein Schlämmverfahren das schwere erzhaltige Pulver von dem leichteren tauben Gesteinsmaterial geschieden. Aus diesem erzhaltigen Pulver wurde in einem anderen Hause durch große Magneten der Schwefelkies herausgezogen. Das übrigbleibende, Silber, Kupfer und Zink enthaltende Bleierz stellt endlich das angereicherte Material dar, dessen Gehalt die Verfrachtung und weitere Verarbeitung lohnt. Die Schwefelkiesmassen, die auch noch Silber enthalten, wurden vorläufig beiseite geworfen. Man beabsichtigt aber, Einrichtungen zu treffen, durch ein nasses Verfahren aus diesen Massen das Silber zu gewinnen. Die Hauptleiter sind Franzosen, eine Art Betriebsdirektor augenscheinlich ein Spanier. Dann sind noch zwei Schweizer da, einer als Buchhalter, der andere in dem Pochwerke beschäftigt. In dem Scheidewerke endlich trafen wir einen

Deutschen namens Meyer, der ein unverfälschtes kölnisches Platt sprach. Er fühlte sich, wie er uns erzählte, sehr wohl da und war mit seiner Stellung zufrieden.

Von Uyuni bis La Paz sind 24 Stunden Eisenbahn. Wir verteilten sie auf zwei Tage und hatten so die Freude, in Oruro einen Abend in angeregter Unterhaltung mit einer Anzahl deutscher Landsleute zu verbringen. Mit besonderer Dankbarkeit empfanden wir es auch, daß wir die Nacht in dem geschützten Hause der Firma Gustavo Hinke y Cia verbringen durften. Oruro liegt 3694 m hoch am Fuße kahler Berge, an denen man überall die Eingänge der Schächte sieht. Im übrigen ist es keine so unebne Stadt, die z. B. gar manches schön geschnitzte Portal und manchen zierlichen Erker aus alter spanischer Kolonialzeit aufzuweisen hat. Einen kurzen Besuch konnten wir in der Frühe noch dem Marktplatz abstatten, wo wir einheimische handgearbeitete Spitzen, aus Wolle gestrickte, mit Ohrklappen versehene Zipfelmützen, wie sie die Indianer der Puna noch unter ihrem Hute tragen, und mit blinddarmartigen Anhängen versehene, ebenfalls aus Wolle gestrickte Geldbeutel, sowie gemusterte Gürtel erwarben.

Vom Oruro nordwärts kommt man ins Gebiet der Aymará-Indianer. Die Bahn geht ziemlich nahe den östlichen Bergen. Der Desaguadero, der Ausfluß des Titikaka-Sees, bleibt abseits. Es ist immer dieselbe einförmige Puna, mit dem in Büscheln oder Kaupen wachsenden Kordillerengras bestanden und hier in der Hauptsache nur als Weideland gebraucht, nur selten hier und da ein dürftiges Stück Kartoffel- oder Oca-Landes aufweisend. Die Dörfer sind weit voneinander entfernt und bestehen aus Lehmhütten und aus von Lehmmauern umgebenen Corralen, die kaum von der allgemeinen gelben Farbe des Erdreichs und des vertrockneten Grases sich abheben. In der Gegend von Patacama (3826 m) fiel es uns auf, daß die den Lehmmauern der Corrale angeklebten Wohnhäuser alle die Form runder Türme hatten. Ich bin geneigt, das als eine archaische Form anzusehen. Auch die Wohnhäuser der Toten, die chullpa, haben ja in dem alten Aymará-Gebiet die gleiche Form runder Türme. Ungefähr in derselben Gegend, in Sicasisca, bekamen wir die ersten Aymará zu Gesicht, kräftige, sehnige Gestalten, in braunen, wollenen Ponchos, die wollene Zipfelmütze (chucco) über das Ohr gezogen, über der sie dann noch den Hut aufsetzen. Alle hatten buntgemusterte Taschen (chuspas) umgehängt. In diesen führten sie das excitans, die Coca-Blätter, und den Kürbis mit dem Alkali, das zusammen mit den Coca-Blättern gekaut wird, mit sich. In selbstgewebten braunen, wollenen Säcken, die mit zweifarbigem braun und weißen Schnüren aus Llamawolle umbunden waren, brachten diese Leute Kartoffeln und Oca, die mehlhaltigen Knollen von *Oxalis tuberosa*, an die Station.

Erst gegen Abend kamen wir nach Viacha, der Station, wo die Bahn nach Tiahuanaco und dem Titikaka-See sich abzweigt. Hier präsentierten sich uns zum erstenmal in voller Pracht die stolzen Schneeberge, die über dem Hochlande des Titikaka-Sees sich erheben — Quimsa Cruz im Süden der Talspalte des Rio de la Paz und die fast zusammenhängende, aus dem Illimani (7509 m), dem Mururata (6183 m), dem Huayna Potosi (6184 m) und dem gewaltigen Illampu (7696 m) bestehende Kette, die von der Talspalte des Rio de la Paz bis in die Höhe von Carabuco am Titikaka-See reicht. Nach unbegreiflich langem Aufenthalte in Viacha fuhren wir endlich über die ebene Hochfläche den Schneebergen zu. Die Ebene ist hier nicht mehr bloßes Weide-land, sondern in großer Ausdehnung bestellt; der Einfluß des großen Wasserbeckens des Titikaka-Sees scheint sich schon geltend zu machen. Sorgfältig waren die den Pflug hindernden Steine zusammengelesen, die Felder selbst jetzt natürlich abgeerntet und kahl. Es dunkelte, als wir auf den Altos de La Paz, dem 4085 m hochgelegenen Rande der Großen Barranca, in der La Paz liegt, ankamen. Hier werden die Dampflokomotiven durch den elektrischen Betrieb ersetzt. Denn die Hänge sind zu steil, als daß sie mit den schweren Dampflokomotiven befahren werden könnten. In dem letzten Abendlichte hatten wir den unbeschreiblich schönen Blick auf die tiefe Barranca, die in ihrem Grunde und am jenseitigen Hange sich aufbauende Stadt, mit ihren roten Ziegeldächern, den hellblau getünchten Mauern und dem vielen Grün dazwischen, und endlich die alles überragenden Schneeberge, die in der klaren Luft greifbar nahe erschienen.

(Schluß folgt.)

Forschungen am Vatnajökull auf Island und Studien über seine Bedeutung für die Vergletscherung Norddeutschlands.*)

Von Hans Spethmann in Berlin.

Unvergeßlich ist mir der Eindruck, den ich beim ersten Anblick des Vatnajökull empfing. Aus dem Norden kommend, sah ich am südlichen Horizont ein Gebilde gleich einer Wolkenbank stehen und ein fahles, weißlich-gelbliches Licht aussenden, das dem des Mondes ähnelte. Weder zur Rechten noch zur Linken sah ich ein Ende, wohl aber eine scharfe Grenze nach oben. Eis und Himmel berührten sich überall unmittelbar, da keine

*) Aus einem Vortrage in der Fachsitzung vom 20. November 1911 über „Geomorphologische Untersuchungen im östlichen Innerisland und auf dem Nordrand des Vatnajökull.“

Felsspitze hervorragte, keine Bergwand den Hintergrund deckte. Näherte man sich, so sah man, wie sich dort eine weite, fast ebene Mittelzone des Eises sanft zu einem unteren Rande abböschte.

Der Eisrand zeigt eine zwiefache Entwicklung. Im Süden des Vatnajökull ist er aufgelöst in Zungen oder breitet sich als Vorlandvergletscherung aus, nachdem er eine Enge durchmessen hat. Hier verkörpert das Eis einen „Zungenrand“ gegenüber einem „Lappenrand“ an seiner Nordgrenze, wo es sich in wenigen großen, ganz flach gebogenen Lappen dehnt, die nur hier und da eine feinere Zähnelung tragen. Wohl gibt es im einzelnen beiderseits Ausnahmen von dieser Regel, jedoch sind sie ganz untergeordneter Natur; das generelle Bild ist unverkennbar¹⁾.

Die verschiedenen Züge im Norden und Süden der Vergletscherung sind eine Folge des Bodenreliefs, das in beiden Gegenden verschiedenartig gestaltet ist. Im Süden des Vatnajökull sind große Höhen, liegt doch hier der höchste Punkt der Insel, der Oraefajökull mit 2119 m, und mitten in diesen Erhebungen sind zahlreiche und tiefe Einschnitte in Gestalt trogartiger Täler gelegen, so daß die Gegensätze des Reliefs hier zu groß sind als daß das Eis sie verhüllen und überwinden könnte; vielmehr wird letzteres beherrscht von der Skulptur des Bodens. Umgekehrt ist es im Norden. Dort breitet sich eine große Ebene, die nahezu platt wie ein Tisch ist und selbst einer feineren Ziselierung entbehrt. Auf ihr vermag sich der Gletscherkörper gemäß seiner Plastizität frei auszubreiten, gleichsam auszuleben. Hier beherrscht er seinen Untergrund und ist imstande, sich selbst seine Grenze, entsprechend seiner eigenen Kraft zu setzen, während sie ihm im Süden vom Relief diktiert wird. Das sind die Gegensätze zwischen einer „Freien Eisrandform“ und einer „Erzwungenen Eisrandform“.

Die doppelte Randentwicklung des jetzigen Vatnajökull ist ein rezentes Spiegelbild zu der diluvialen Vergletscherung Mitteleuropas. Der Südrand des isländischen Inlandeises verkörpert gegenwärtig Verhältnisse, wie sie vielfach zur Eiszeit im Umland der Alpen walten: Vorlandvergletscherung, Eisfächer, Gletscherzungen mit großen, vorgelagerten Schotterflächen treffen wir in beiden Gebieten. Der Nordrand des Vatnajökull hingegen dürfte auf der Nordhemisphäre das beste Analogon zur Südzone der nordeuropäischen Vergletscherung zur Schau tragen.

Man hat zwar oft das grönlandische Inlandeis als Seitenstück zu den diluvialen Verhältnissen Norddeutschlands herangezogen. So sicher für das Innere der nordeuropäischen Vergletscherung das ungegliederte „Kerngebiet“ vom Eise Grönlands ein ausgezeichnetes Stu-

¹⁾ Vgl. die ähnlichen Unterschiede Sappers am Myrdalsjökull. Bemerkungen über einige südisländische Gletscher. Zeitschr. f. Gletscherkunde, III, Berlin 1909.

dienobjekt darbietet, so wenig dünkt mir ein Vergleich in der „R a n d e n t w i c k l u n g“¹⁾ beider Eisareale zutreffend zu sein, und die Randentwicklung war doch schließlich maßgebend für das hinterlassene Bodenrelief in dem aufgeschütteten Norddeutschland. Ein großer Teil des grönländischen Inlandeises kalbt ins Meer, was für Norddeutschlands Vereisung am Ufer von Stauseen und vielleicht in der baltischen Depression der Ausnahmefall war; ein anderer Teil des grönländischen Eises wird in Tröge und Fjorde hineingezwängt, während in Norddeutschland die Lage vom Untergrund des Diluviums abhängig war und namentlich die verarmten Sande des Miozän und Pliozän darauf hinzeigen, daß hier das Eis wenigstens bei seiner ersten Invasion in eine spätreife oder alte Landschaft mit sanften und weichen Konturen eindrang, in der ihm nicht der Weg durch die Bodenformen in einer Weise wie am Rande Grönlands vorgeschrieben wurde, vielmehr es sich im großen und ganzen frei wie am Nordrande des Vatnajökull entfalten konnte.

Von diesen Gesichtspunkten aus habe ich ihn zweimal aufgesucht. Er ist vor mir schon mehrfach von Menschen betreten worden, jedoch immer nur gelegentlich für wenige Stunden und nicht zu wissenschaftlichen Spezialstudien. Fast alle diese Reisen fallen in das vergangene und laufende Jahrhundert. So zog 1835 oder 1836 Pjetur Pjetursson aus Hakonarstadir am Nordrand unseres Eises entlang, am 5. August 1839 der ausgezeichnete isländische Kartograph Björn Gunnlaugsson im Verein mit dem späteren Propst Sigurdur Gunnarsson²⁾, welch letzterer das Gebiet am 4. Juli 1840 mit dem Dänen J. C. Schytle wiedersah³⁾. 1875 kam W. Watts bei seiner Durchquerung des Vatnajökull in seine Nähe⁴⁾, 1880 suchten es vier isländische Bauern auf, unter ihnen Jon Thorkelsson⁵⁾, 1884 durchzog es Thoroddsen⁶⁾. 1907 weilte ich nicht unmittelbar am Nordrand, sondern nur südlich der Dyngjufjöll⁷⁾, 1910 kam im Juli H. Erkes ebenfalls nur

¹⁾ Die Begriffe *K e r n g e b i e t* und *R a n d e n t w i c k l u n g* sind nicht identisch mit Zehr- und Nährgebiet, sondern beziehen sich nur auf die morphologische Gliederung des gesamten Inlandeskörpers.

²⁾ T. h. Th o r o d d s e n, *Landfræthissaga Islands*, Band IV. Kaupmannahöfn 1904; S. Gunnarsson, *Um oræfi Islands. Northanfari* 1876, Akureyri.

³⁾ J. C. S c h y t l e. *En Fjeldreise i Island i Sommeren 1840. Kröyers Naturhistorisk Tidskrift. III.*

⁴⁾ W. W a t t s. *Across the Vatnajökull. London* 1876.

⁵⁾ J ó n S t e f a n s s o n. *Könnuth jökulfjöll. Nordlingur*, V. Jahrgang. Akureyri 1880.

⁶⁾ T. h. Th o r o d d s e n. *Odáthahraun. Andvari, XI. Reykjavik* 1885. Gekürzt später auch in anderen Sprachen erschienen.

⁷⁾ H. S p e t h m a n n, *Der Nordrand des isländischen Inlandeises Vatnaköjull. Zeitschr. f. Gletscherkunde. III. Berlin* 1908.

bis an den Nordrand der Schmelzwasserflächen. Etwas später gelangte ich mit E. Erkes, dem Sohn des soeben genannten Islandforschers, auf den Nordrand des Vatnajökull.

Ich war am 27. Juli 1910 von Svartárkjot zusammen mit Erkes jun. und dem bei schwierigen Reisen bewährten Isländer Sigurdur Sumarlidason aufgebrochen. Außerdem begleiteten mich helfend auf dem Hinritt noch zwei Isländer, unter ihnen Snaebödn, der Sohn des Farmers Thordur von Svartárkjot. Die Karawane bestand nur aus 12 Pferden und beschränkte sich, wie immer, auf das Notwendigste: Zelt, Schlafsäcke, Konserven und Instrumente. Wir ritten zunächst hinunter zum Tal des Skálafandafljot, das wir ungefähr bei der Mündung der Sandá erreichten. Aufwärts folgten wir ihm bis zur Öxnadalsá, in deren Tal wir bei Stapi nachmittags so zeitig zelteten, daß von den umgebenden Höhen noch Ausblick gehalten werden konnte. Am nächsten Morgen ging es früh weiter, zunächst der Öxnadalsá bis zum obersten Quellast folgend, dann zum Westfuß der Trolladyngja. Es war meine Absicht gewesen, von hier aus direkt auf den Berg Kistufell zu halten. Leider stellte sich in kurzer Zeit dichter Nebel ein, so daß wir beim Einschlagen der Route lediglich auf den Kompaß angewiesen waren, der aber in dieser Gegend wegen des eisenreichen basaltischen Gesteins nur ein unsicherer Wegweiser ist. So kam es, daß wir anstatt nach S zu kommen nach SW verschlagen wurden und nach Durchquerung eines Geländes, das uns große technische Schwierigkeiten bei den eiskalten Stürmen, die inzwischen aufgekommen waren, hindernd entgegenstellte, endlich weit später als wie berechnet an den Nordrand des Vatnajökull gelangten. Sofort wurden den erschöpften Pferden die Lasten abgenommen und das Zelt aufgeschlagen, so daß die beiden uns begleitenden Isländer mit allen Tieren zurückkehren konnten mit dem Auftrag, uns in der Frühe des 2. August wieder abzuholen.

Da die Witterung während des zweiten Teiles unseres Rittes infolge des Nebels ganz unsichtig gewesen war, wußte niemand zunächst, wo wir uns am Vatnajökull befanden. Nur einmal zeigte uns ein kurzer Lichtblick den Tugnafellsjökull. Erst das gute Wetter des nächsten Morgen brachte Klärung in die Unsicherheit: wir waren statt am Kistufell ganz in der Nähe von Gaesavötn. Sofort begannen wir nunmehr vom Zelt aus in Gewaltmärschen die Umgebung zu erkunden. Am 29. Juli gingen wir ein großes Stück eiseinwärts, steuerten dann auf Kistufell zu, den wir bestiegen, und kehrten auf dem Eisrande zurück. Am 30. gingen wir nördlich des Eisrandes zum Westfuß des Kistufell, dann zur Spitze von Urdarháls. Von ihr aus sollte es in ziemlich gerader Richtung zurückgehen, aber sich einstellender Nebel zwang uns halbwegs, auf den Nordrand des Vatnajökull zu halten und an ihm entlang das Zelt wieder zu finden. Den 31. Juli

verbrachten wir westlich des Zeltplatzes teils auf dem Eis, teils in seinem Vorland. Am 1. August mußten wir strömenden Regens halber unsere Untersuchungen auf die Umgebung des Zeltes beschränken. In der darauf folgenden Nacht trafen die zurückgekehrten Isländer bereits $12\frac{1}{2}$ Uhr in tiefster Finsternis mit den Pferden wieder ein. Lediglich dem feinen Spürsinn der wackeren Tiere war es zu danken, daß man uns erreicht hatte. Um $2\frac{1}{2}$ Uhr in der Frühe hatten wir schon alles zusammengepackt, so daß der Aufbruch erfolgen konnte. Bereits $12\frac{1}{2}$ Uhr mittags trafen wir auf unserem früheren Zeltplatz im Öxnadal ein, wo wir uns tüchtig ausruhten, um am nächsten Mittag wieder in Svartárkjot zu sein.

Ungefähr gleichzeitig mit mir weilte, wie erst ein Jahr später bekannt wurde¹⁾, M. Trautz aus Heidelberg gleichfalls am Nordrand des Inlandeises, und zwar weiter östlich in der Gegend der Kverkfjöll. Spezielle Nachrichten über seine Reise liegen von ihm noch nicht vor.

Im Zusammenhang mit der Aufzählung von Forschern am Nordrand des Vatnajökull möchte ich noch an einen Mann erinnern, der zwar nicht in diesem Gebiet Islands geweilt hat, der aber ähnliche Untersuchungen wie der Verfasser dieser Zeilen auf der Insel angestellt hat, nämlich an Konrad Keilhack. Trotzdem bereits fast 30 Jahre seit dem Erscheinen seiner Arbeit über „Vergleichende Beobachtungen an isländischen Gletscher- und norddeutschen Diluvialablagerungen“ verflossen sind²⁾), wird noch gegenwärtig mit Recht auf sie zurückgegriffen, da sie eine Reihe von Tatsachen, die für das Verständnis Norddeutschlands wichtig sind, übermittelt hat.

Die Höhe des westlichen Nordrandes des Vatnajökull beträgt etwa 850—900 m. Das ist ein auffallend hoher Betrag, wenn man den Südrand des Eises in Betracht zieht, wo es an einer Stelle nur wenige Meter Meereshöhe besitzt³⁾. Andererseits ist der Rand des nördlichen Vatnajökull bedeutend tiefer gelegen als das Ende von Gletschern in den Regionen nördlich des Vatnajökull. Auf der Nordostseite der Trolladyngja fand ich 1910 zwei kleine Gletscher in 1400—1540 m Meereshöhe enden; ebenso war der Kraterboden des nach Thoroddsen 1491 m hohen Schildvulkans von aperem Eis erfüllt. In etwa 1200 m Höhe begegnete ich einem kleinen, gleichfalls nach Nordost gekehrten Eisstrom in den westlichen Dyngjuföll. Überhaupt

¹⁾ Diese Zeitschrift, Jg. 1911, S. 663.

²⁾ Jahrbuch d. Kgl. preuß. geol. Landesanstalt, Berlin 1883.

³⁾ Vgl. meinen Querschnitt in der Zeitschrift für Gletscherkunde III, S. 38; Hobbs, Characteristics of the Inlandice of the Arctic Regions. Proc. Am. Phil. Soc. 1910.

nicht vergletschert ist nach den Beobachtungen Recks (1908) die etwa 1660 m hohe Herdubreith¹⁾.

Wie aus diesen Daten hervorgeht, wächst von der Südküste aus die Höhenlage des Randes vergletscherter Gebiete. Klar spiegelt sich hierin der klimatische Einfluß wieder. Der Südwestwind ist der Bringer der Feuchtigkeit. An der Küste schlägt sich ihr größter Teil nieder, so daß die Niederschläge nördlich der Eisscheide des Vatnajökull beträchtlich geringer sind als südlich. In der Regel herrscht hier im Norden bei Süd- und Südwestwinden klares Wetter. Die Feuchtigkeit bringen hier die Nord- und Nordostwinde, bei denen sich im allgemeinen schlechte Witterung mit Schnee, Regen oder Nebel einstellt. Diese Winde sind zwar schon über ein größeres Stück Land gestrichen, aber sie haben nicht so große und ausgedehnte Höhen zu überwinden gehabt wie die Südwinde. So kommt es einerseits, daß sie mehr Feuchtigkeit als die letzteren bringen, andererseits aber nicht dermaßen viel, um eine ebenso tiefe Eisgrenze wie am Südrande des Vatnajökull zu erzeugen²⁾.

Die Folge der klimatischen Bedingungen ist der völlige Mangel an Vegetation und Fauna; nur an tieferen Stellen in der Nähe von Gaesavötn fand ich einige Saxifragaceae, Flechten und Moose, in einer Lavahöhle begegnete ich dem gebleichten Skelett eines Schafes. Sonst war keine Spur von Leben zu treffen.

Nach Vorausschickung dieser Daten begeben wir uns nunmehr auf das Inlandeis.

Wir stehen auf der nördlichen Randzone des Eises. Nach Süden zu hebt sich seine Oberfläche ganz leicht, nach Norden dagegen böscht sie sich stärker ab bis zu einem vermeintlichen Rande; denn ein langer Wall, den wir in dieser Richtung erblicken, scheint hier das Eis zu begrenzen. Südlich dieses Wallen, also vor uns, lagert sich eine flache Schuttregion, und dann erst kommt jenes Areal, auf dem wir stehen und woselbst das nackte Eis zutage tritt.

Das nackte Eis ist von grünblauer Farbe und dicht durchsetzt von korngroßen bis eisgroßen Steinchen. Spalten, die einen Einblick in die

¹⁾ H. Reck, Glazialgeologische Studien über die rezenten und diluvialen Gletschergebiete Islands. Zeitschrift für Gletscherkunde, V, 1911.

²⁾ „Auf dem Wege (von der Nord- und Ostküste zum Vatnajökull) verlieren sie den Wasserdampf, und zwar zu einem guten Teil schon sofort, wenn sie auf die Ostküste steigen.“ Reck, der sich sonst in seinem aufgeführten Aufsatz vielfach meinen Darlegungen (Zeitschr. f. Gletscherkunde, III, 1908) angeschlossen hat, meint aus dieser Stelle im Gegensatz zu einer andern herauslesen zu müssen, „es sind die Nordwinde des langen Weges über Land wegen trocken“. Das ist nicht von mir gesagt worden.

innere Struktur gestalten, sind selten und nur so schmal, daß man sie eher Fugen nennen könnte. Sie laufen entweder senkrecht zum Eisrande oder parallel; im letzten Falle ist mehrfach zu bemerken, wie die Eisoberfläche jenes Teiles, der dem Rande zu liegt, bis zu dem Betrage von einem halben Meter gesenkt ist. Man gewinnt den Eindruck, als ob durch Zerrung die Randzone von Grund aus aufgebrochen sei. Mit Ausnahme dieser geringfügigen Ungleichmäßigkeiten ist die Oberfläche überall ganz glatt, so daß sich an Tagen hoher Insolation auf dem aperen Eise eine ausgezeichnete Flächenpülung entwickelt. Der gesamte Gletscherkörper wird gleichmäßig von grauen, eiligen Schmelzwässern dünn überrieselt, die sich nur an wenigen Stellen zu kleinen Bächen sammeln, welche langsam in das Eis ihre oft von Wellenfurchen bedeckten Betten einschneiden.

Die flache Schuttregion mit Höhen bis zu 6—10 m, in der sich hier und da noch nacktes Eis einschaltet, wird bedeckt mit größeren Fetzen eines körnig-erdigen Materials, das mitunter auch von kleinen Steinen durchsetzt ist. Teilweise ist dieser Schutt flach dem Eise aufgelagert, teilweise ihm aber auch in zahlreichen Hügelchen aufgesetzt, die in ihrer Form den Schutthügelchen der stark mit Oberflächenmoräne bedeckten alpinen Gletscher durchaus ähneln und am Nordrand des Vatnajökull reichlich einen Meter hoch werden. Sie bergen in ihrem Innern einen Eiskern, den ein mehr oder minder dicker Mantel von Schutt umhüllt. Der letztere entspringt der Innenmoräne, dem Auskeilen der Bänderung, die in großem Maßstabe dort auszuschmelzen beginnt, wo sich die Eisoberfläche in einem Winkel von etwa 5° abwärts neigt. Ihr Material sammelt sich oben auf dem Eiskörper an, auf dem es mannigfaltig mittels der erwähnten Flächenpülung der Schmelzwasser umgelagert wird. Hat es irgendwo vorübergehend einen Ruhepunkt gefunden und stellen sich alsdann Tage mit geringer Himmelsbedeckung ein, so wird das nackt den Sonnenstrahlen ausgesetzte Eis natürlich mehr und schneller in die Tiefe abgeschmolzen als das schuttbedeckte, das dergestalt als Erhebungen herauspräpariert wird. Auf deren Flanken rutscht mitunter der Schutt etwas herunter, was stellenweise noch durch Unterspülung seitens der Schmelzwasser gefördert wird.

Der Wall, der die Schuttregion nach Norden abgrenzt, trug auf der von mir untersuchten Strecke einen einheitlichen Charakter. Nirgends war er durch Unterbrechungen aufgeteilt. Er ist bald nur 100 m breit, bald aber nimmt er auch ein Vielfaches dieser Zahl ein; seine Höhe schwankt zwischen 10 und 40 m. Jedoch nicht immer trägt er eine ausgesprochene Wallform. Westlich des Kistufell war er in die Breite gezogen und hatte an Höhe verloren. Am Kistufell selber setzte er ganz aus, um aber an der Ostseite des Berges um so geschlossener und entwickelter wieder einzusetzen.

Im Relief des Walles heben sich in der Regel eine Reihe von Höhen markant ab. Sie sind keine Rücken und Kuppen mit sanften Formen, wie man vermuten möchte, sondern oft gewahrt man recht scharfe Umrißlinien, und gar nicht selten ist die höchste Erhebung eine ausgesprochene Spitze, hervorgerufen durch die scharfkantige Verschneidung der Seitengehänge. Bei Betrachtung aus der Nähe vergewissert man sich, daß die Schärfe der Gipfelformen nur temporär ist und durch ständige Rutschung verursacht wird. Gerade wie bei den kleinen Hügelchen auf der Schuttregion steckt unter den Erhebungen des Walles ein Eiskern, nur ist bei ihm die relative Mächtigkeit des Schuttet gegenüber dem begrabenen Eise weit beträchtlicher. Auch auf ihm schmilzt das Eis zusammen, das auf ihm sitzende erdige Material muß nachgeben und gleitet hinab, teils seitlich, teils in kleine Einbruchstrichter von 30—50 cm Tiefe und Durchmesser, die von Pfützen erfüllt sind. So ergibt sich, daß die Schärfe der Formen nur dem Jugendstadium eigen ist und sich beim gänzlichen Schwinden des Eises in sanfte Formen wandeln muß. Die innere Struktur bei diesem Reifestadium ist regellos und als Folge mannigfacher Umlagerung natürlich nicht mehr die primäre. Hauptsächlich waren es kiesige Massen, aber größere Steine und Blöcke fanden sich gleichfalls, wenn auch in untergeordnetem Maße und mit auffallend wenig Glättung und Schrammung.

Übersteigen wir den Wall, so nehmen wir mit Überraschung wahr, daß wir nicht am Eisrande stehen, sondern daß der letztere weiter nördlich gelegen ist. Mit einer Böschung von 15° (beim Kistufell) bis zu 35° (östlich des Zeltplatzes) dacht sich der Eiskörper schnell in 80—150 m tieferes Gelände ab, um dort sanft auszuklingen. Nur an einer Stelle, an der ein Hügel einspringend am Rande gelegen war, brach er jäh in einer senkrechten Wand ab, die sich durch seitlich kommende Erdwärme und Schutz gegen Norden erhalten dürfte. Aber auch hier lag der lange Wall mehrere hundert Meter einwärts des Eisrandes.

Überall nördlich des Walles war die Oberfläche des Vatnajökull aus Firn zusammengefügt, mit Ausnahme ganz kleiner Partien in unmittelbarer Nähe des Walles, die aber so winzig waren, daß sie keine weiteren Schlüsse zuließen. Lediglich an der soeben angeführten Stelle mit der senkrechten Wand vermochte ich festzustellen, daß nördlich des Walles wirklich noch Eis vorhanden war. Eine ausgezeichnete Bänderung war aufgeschlossen, überlagert von mehreren Metern Firn. Neben dieser Firnbedeckung trug die Zone nördlich des Walles einen zweiten ausgesprochenen Gegensatz zu der Zone südlich des Walles. Sie entbehrte gänzlich des oberflächlich rinnenden Wassers. Nur hin und wieder kroch der feine Schutt des Walles langsam in schmalen Zungen am Gehänge hinab, unterstützt von etwas Feuchtigkeit, die bei dem Zusammenschmelzen der Eiskerne

des Walles frei geworden war und die die Mitte der Schlammströme einnahm. Es waren die feinsten Partikelchen des Schutt, die die Isländer an andern Gletschern der Insel treffend mit Kaffeesatz verglichen und kurz als Kaffeeerde bezeichnen.

Sofort drängt sich die Frage auf: Wo bleiben die gewaltigen Schmelzwassermengen, die auf dem Eise südlich des Walles an Tagen hoher Insolation frei werden? Dicht bevor sie den Wall erreichen, verschwinden sie oberirdisch in den erwähnten Gletscherspalten. Sie stürzen mit weithin hörbarem Getöse in die Tiefe, nachdem sie sich vorher zu kleinen Strömen vereinigt haben, und wildtosend und schäumend sah ich sie verschwinden in Spalten, deren Wände von wunderbaren Strudellochern besetzt waren.

Natürlich muß dieses Wasser irgendwo am Gletscherende zutage treten, nachdem es unterirdisch den Wall gequert hat. Kehren wir zum Eisrande zurück, so sehen wir es dort in der Tat hervorquellen. Freilich sah ich es nicht überall an dem von mir besuchten Nordrande des Vatnajökull. Vor einem großen Teil breiten sich junge Lavafelder, die jegliche Feuchtigkeit verschlucken und erst in weiter Entfernung im Norden und Nordwesten wieder zutage treten lassen. Wo aber die frischen Magmagerüsse fehlen oder in der Tiefe abgedichtet sind, da brechen die Schmelzwasser mit ungeheurer Kraft unmittelbar am Rande des Eiskörpers wieder hervor; sie schießen förmlich aus kleinen Gletschertoren heraus, so gewaltig ist der Druck, unter dem sie gestanden haben. Bald aber erlahmt die Kraft des Wassers, es dehnt sich flächenhaft aus, pendelt zur Rechten und zur Linken charakterlos hin und her und fällt seine Sinkstoffe aus, stetig das Bild verändernd. So wird jenes Gebilde aufgeschüttet, das der Isländer als „Sandur“ bezeichnet.

Beschäftigen wir uns nach der Darstellung der wichtigeren Beobachtungen mit der Struktur des nördlichen Vatnajökull, so ist klar, daß bei dem fast gänzlichen Mangel an tieferen Aufschlüssen eine Interpretation kombinatorisch ausfallen muß, doch faßt die folgende Erklärung, die einer Anregung von Geheimrat Penck entwurzelt, die verschiedenen Erscheinungen befriedigend zusammen. Die vor dem Walle liegende Eismasse ist tot. Dafür spricht neben der Firnbedeckung auch die erwähnte hohe Wand am Eisrand, die sich unter den obwaltenden Verhältnissen an einem lebendigen Gletscherende wohl kaum derart entwickeln könnte. Auf die tote Eismasse schiebt sich der Rand des lebenden Gletschers, dessen Grundmoräne als Endmoräne an der Grenze zwischen totem und lebendem Eis zutage tritt. Nach dieser Auslegung wäre das wallartige Gebilde als eine Endmoräne zu bezeichnen, an die es ja in der Tat trotz seiner Besonderheiten ungemein erinnert. Sohin gelangen wir zu dem bedeutsamen Er-

gebnis, daß am Nordrand des Vatnajökull Eisrand und Endmoräne in großem Umfange nicht zusammenfallen.

Denken wir uns nunmehr das Eis bei weiterem Rückgang des Gletschers geschmolzen, so wird der Moränenwall zu rundlichen Formen zusammensacken und sich als Wall über seine Umgebung abheben; denn so viel Schuttmaterial enthält er sicherlich. Aber durch diesen Moränenwall werden sich Rinnen bis in den Sandur ziehen, die die stark arbeitenden Schmelzwasser bei ihrem Wege unter dem Eise angelegt haben müssen. Dieser Entwicklungsgang wirft Licht auf die Entstehung gewisser Rinnen, die sich in Norddeutschland durch die Endmoräne hindurchziehen und erst im Sandur enden. Schon oft ist die Frage diskutiert worden: Warum setzen diese Rinnen nicht in der Grenzzone der Endmoräne aus, sondern ganz unerwartet an irgend einer Stelle im Sandur? Nehmen wir einen ähnlichen Zustand wie ich ihn am Vatnajökull fand an, so läßt sich dieses Durchgreifen der Rinnen durch die Endmoräne, die „Durchrinning der Endmoräne“, zum Teil erklären. Und in der Tat liegt es außerordentlich nahe, tote Eismassen auch hier und da für die Gestaltung des norddeutschen Reliefs anzunehmen; hat doch der Rückgang des Eises ihm seine wesentlichsten Züge aufgeprägt.

Man könnte freilich einwenden, daß die Rinnen in Norddeutschland weit größer sind als ich sie am Vatnajökull fand. Aber man wolle bedenken, daß man für die diluviale Vergletscherung mit ganz andern Maßstäben zu rechnen hat als wie sie unser isländisches Eis jetzt bietet, so daß auch Komplikationen, wie ein Abschnüren der Rinnen in einzelne Becken, die durch Schwellen getrennt werden, sich durch mehrfache kleine Etapperrückgänge des Eisrandes erklären lassen. Als ein wichtiges Gegenargument gegen meinen Vergleich möchte hingegen der Umstand erscheinen, daß am Vatnajökull die Rinnen in Grundmoräne eingeschnitten werden, während sie in Norddeutschland im Sandur liegen. Allein, sie werden in die Grundmoräne einer toten Eismasse eingeschnitten; schmilzt diese zusammen, so wird ihre Innenmoräne von den Schmelzwässern des lebenden Eises ausgestreut und die Grundmoräne dünn von fluvioglazialem Schutt bedeckt.

Vor dem Inlandeise breitet sich in der Regel der Sandur. Unter der Form „Sandr“ ist dieser Begriff schon seit den achtziger Jahren des abgelaufenen Jahrhunderts in die morphologische, namentlich glazialmorphologische Literatur eingeführt. Seit dem Erscheinen der isländischen Generalstabskarten für das Südland der Insel hat sich jedoch eine kleine Verwirrung in der Schreibung des Wortes eingestellt, und man begegnet neben einem Sandr einem Sandar, Sander und Sandur. Auch die Plural-

formen Sandrn und Sandrs sind anzutreffen. Ich habe an anderer Stelle auseinandergesetzt, daß gegenwärtig allein die Form „Der Sandur“ korrekt ist¹⁾, und daß die Form „Sandr“, die jetzt ganz ungebräuchlich ist, nicht etwa wie Sandr ausgesprochen wurde, sondern genau so wie Sandur. Aus diesen Gründen habe ich seit 1908 der Schreibart Sandur den Vorzug gegeben, eine Schreibung, die sich vielfach auch in der guten isländischen Reiseliteratur findet, wie bei Zirkel und Herrmann. H. Erkes führt gleichfalls in seinem isländischen Sprachführer nur die Form Sandur²⁾ an, ebenso das Wörterbuch von Zoëga³⁾. Übrigens sei bemerkt, daß, wie bei vielen Ausdrücken, die der Sprache eines Volkes entnommen in die wissenschaftliche Nomenklatur übergegangen sind, sandur auf Island keineswegs ein so scharf umrissener Begriff ist, wie man vielfach annimmt. Sandur wird nämlich auf Island mitunter jede größere Ansammlung sandigen Materials genannt, die ohne Vegetation ist oder nur spärlich von Pflanzen bestanden ist, z. B. sandige Flächen, die an Lavaströmen zusammengeweht werden.

An dem von mir untersuchten Nordrand des Vatnajökull waren große Sandur nicht entwickelt, wohl aber östlich des Kistufell, über die ich aber nur aus der Entfernung, vom Kistufell und von der Vadalda aus einen Überblick genoß. Ferner bieten die prächtigen isländischen Generalstabskarten im Maßstab 1 : 50 000 eine Reihe wichtigen Detailmaterials, ebenso finden sich in den Reisewerken dankenswerte Beobachtungen niedergelegt.

Der Sandur ist der Schuttkegel einer größeren Eismasse. Bisweilen ist er so groß, daß eine Anzahl von Phänomenen, die auf kleinen Schuttkegeln nicht bestehen können, zur größeren Entwicklung gelangen, so daß die Kegelnatur fast verloren geht. Entsprechend seinem Kegelbau böscht sich der Sandur ständig von seinem Eisrand ab. Dieser Böschungswinkel beträgt beispielsweise am Südrand des Vatnajökull, berechnet auf den Blättern 77 und 78 etwa 4.5 m auf 1 km oder 15'. Submarin ist er hier in der Fortsetzung fast gar nicht zu erkennen; auf den Seekarten zeigen die Isobathen keine Ausbiegung.

Der Aufbau des Schuttkegels erfolgt in erster Linie durch die abströmenden Schmelzwasser. Ich habe am Norden des Vatnajökull denselben Eindruck gewonnen, den auch die Karten vom Südrand verzeichnen, jenen, daß die meisten Gletscherwasser am Rande eines Lobs oder im Winkel der Verschneidung zweier austreten. Östlich des Kistufell und bei den Kverkfjöll brach die größte Wasserfülle hervor. Am Tage wächst

¹⁾ H. Spethmann, Sandar, Sander, Sandur oder Sandr? Centralblatt f. Min., Geol. und Pal. Stuttgart 1911.

²⁾ H. Erkes, Deutsch-Neu-Isländischer Sprachführer. Dortmund 1906.

³⁾ G. T. Zoëga, Islensk-ensk orthabock, Reykjavik 1904.

die Wassermasse stetig, um ihren Hochstand am Abend zu erreichen; dann setzt bis zum nächsten Morgen, bei dem Niedrigwasser erreicht wird, Falten ein.

Bei großen Schmelzwassermengen, wie sie Gletscherläufe oder Tage mit hoher Insolation bescheren, steht der größte Teil des Sandur unter Wasser. Nur ältere Moränenreste überragen dann als trockene Inseln das überschwemmte Areal (teilweise Sandgigur geheißen). Doch das sind Ausnahmefälle; in der Regel sammelt sich das hervorquellende Wasser bald in Gerinnen. Zwar sind in der Nähe des Gletschers gern kleine Areale vorhanden, die sich einer ausgezeichneten Flächenspülung erfreuen, indem das Wasser dort charakterlos hin- und herpendelt, bald hier etwas aufbauend, dort ein wenig abtragend, bald hier ebenes Gebiet überschwemmend, bald Inseln trockenen Landes zurücklassend; aber in einiger Entfernung vom Nordrande verschwinden diese Flächen, ein Teil des Wassers versickert, ein anderer vereinigt sich zu Bächen und Flüssen. Von den letzteren kann man drei Arten auf einem Sandur unterscheiden, erstens solche, die den Sandur durchfließen, zweitens solche, die im Sandur versickern, und schließlich solche, die im Sandur entspringen.

Der ersten Gruppe fällt die Haupttätigkeit beim Aufschütten des Sandur zu. In milchgrauen Fluten werden kopfgroße Gerölle bis herab zu den feinsten Sinkstoffen fortgeführt. Im allgemeinen wird naturgemäß das grobe Material eher ausgefällt als das feine, jedoch gibt es mancherlei Ausnahmen. Häufen sich eine Anzahl Gerölle im strömenden Wasser an irgend einer Stelle an, so wächst die Anreicherung gar bald stromaufwärts durch Absatz weiteren groben Materials, stromabwärts aber fügt sich feineres sandiges Material an. Sehr oft ereignet es sich bei einem etwas ungestümen Verlauf dieses Prozesses, daß der Fluß sein Bett stark verengt oder ganz verbaut, so daß er seitwärts ausbricht und sich ein neues Bett in der Nähe gräbt. Auch hoher Wasserstand verursacht bei den geringen Niveauunterschieden gleichfalls weithin Überschwemmungen, ohne daß aber dabei das alte Bett verlassen wird, sondern indem sich neben dem Fluß ein größerer seichter See bildet. Ein solcher entstand in den Tagen meiner Anwesenheit am Nordrand des Vatnajökull zwischen Zeltplatz und Kistufell, der mich zu großen Umwegen nötigte, und während man von seinem Ufer aus das Gedonner der mit grobem Schutt beladenen Schmelzwasser auf dem Eiskörper hörte, schlug sich hier in unmittelbarer Nähe die feinste Tonablagerung in Ruhe nieder. Am Rande des Sees kündeten in der Frühe feine Ufermarken die Abnahme des Wasserstandes während der Nacht an. Diese traten besonders schön hervor, weil ganz kleine Bimsteinbrocken, die unter dem Vatnajökull zum Vorschein kamen, in Unmengen sich in Isohypsen randlich absetzten¹⁾.

Eine weit schwächere Tätigkeit entfalten jene Gerinne, die im Sandur versiegen. Sie sind zu schwach, um ihn in der Regel ganz zu durchheilen, versickern und helfen mit, das Grundwasser zu speisen, dessen Hauptlieferant der unmittelbare Eisrand ist. Denn schon hier verschwindet ein gut Teil des frei gewordenen Wassers in dem durchlässigen Boden, so daß dieser oft bis zur Oberfläche durchtränkt ist. Außerdem steuert der Niederschlag, der auf die trockenen Flächen eines Sandur fällt und in die Tiefe geht, noch einen bescheidenen Beitrag bei. Dieses Grundwasser tritt an gewissen Orten der unteren Sandurabdachung wieder zutage. Die Lage dieser Stellen hängt bei dem leicht durchlässigen Material von der Erosionsbasis des Wassers ab. Bildet das Meer die Grenze des Sandur, so von dem Eintritt in dasselbe; ähnliches gilt, wenn der Sandur in eine größere Wasserfläche endet, wie in ein fast bis oben hin mit Feuchtigkeit angefülltes Urstromtal.

Teilweise tritt das Grundwasser in solchen Mengen zutage, daß es die dritte Gruppe von Flüssen auf dem Sandur in Erscheinung ruft, jene, die auf der Sandurfläche entstehen. Sie können eine ganz beträchtliche Wasserfülle erreichen, aber ihnen fehlt der Gletscherdetritus, so daß sie klareres Wasser führen, wenn sie auch viele Schwebestoffe aus dem sandigen Boden mit sich tragen.

Auf den nicht immer unter Wasser stehenden Flächen eines Sandur sucht eine spärliche Vegetation bodenständig zu werden, doch erst in jenen Gebieten, die sicher gegen die jährlichen Hochwasser geschützt sind, vermag sie dauernd Fuß zu fassen, gesetztzt, daß die klimatischen Bedingungen es gestatten. Am Nordrand des Vatnajökull erlauben sie es nicht, wohl aber am Südrand, wo sogar trotz der Nähe der Gletscherwasser Farmwirtschaft auf der Pflanzendecke mit Erfolg getrieben wird. Auf vielen sonst günstigen Stellen des Sandur kommt es jedoch nicht zur Niederrassung von Pflanzen, weil der Wind das lose Material zu oft verweht und zu bescheidenen Dünen anhäuft. Im Winter und Frühjahr kann er auf dem trockenen Gebiet, das dann, soweit es schneefrei ist, seine größte Ausdehnung besitzt, am intensivsten seine Tätigkeit entfalten.

Sandur bilden sich dort, wo sich der Schutt einer Eismasse frei entfalten kann, sei es, daß sich eine Ebene vor ihm ausbreitet, sei es, daß er sich selbst eine solche durch Erstickung der Reliefunterschiede schafft. Trifft dies nicht zu, sondern wird der Schutt in Täler gelenkt, so können sich in diesen Urstromtäler entwickeln. Solche sind am Nordrand des Vatnajökull nicht vorhanden, wohl aber bot mir der Oberlauf der Jökulsá

¹⁾ Auch westlich des Zeltplatzes wurde viel Bimstein von den Schmelzwässern unter dem Vatnajökull hervorgebracht.

einige Vergleichsmomente, die hier im Verein mit Studien auf der schönen Darstellung des Markarfljot auf der isländischen Generalstabskarte (vgl. die Blätter Eyafjalla jökull und Seljaland, aufgenommen 1907, erschienen 1908) wiedergegeben seien.

Man kann in der talartigen Zusammenfassung der Schmelzwasser fünf verschiedene Gebiete unterscheiden. Zunächst die Fläche der Hauptwasserader, deren Tätigkeit jenen Flüssen gleicht, die den Sandur durch messen. Auch bei ihr ereignet es sich ab und zu, daß sie ihr Bett abdämmt und kleine in sich geschlossene Seebecken anlegt, deren Wasser sich durch Absatz der Sinkstoffe bald klärt. Das Abschnüren solcher Wasseransammlungen geschieht namentlich dort, wo das Gefälle geringer wird und die Ader hin und her zu pendeln beginnt. Neben der Hauptader pflegen zweitens zahlreiche Nebenarme im Urstromtal zu existieren, Abzweigungen vom Hauptarm, die sich bald mit ihm wieder vereinigen. Sie funktionieren hauptsächlich bei höherem Wasserstande, und oft kommt es vor, daß die ganze Wassermasse sich gabelt und verästelt, so daß man keine der Gerinne als Hauptwasserader zu bezeichnen vermag. Zwischen dem Hauptarm und den Nebenarmen, vielfach aber seitlich noch weiter greifend, legen sich drittens Flächen, die voll Wasser gesogen sind und auf denen bei Niedrigwasser Wasserlachen stehen. Bei Hochwasser sind sie gänzlich überschwemmt. Zu dieser Gruppe gehören auch die Sandbänke in der Hauptader und ihren Nebenarmen. Auf ihnen entwickeln sich schon Ansätze zu der vierten Flächenart, zu den in der Regel ständig trockenen Gebieten, die zu beiden Seiten der Entwässerungszone liegen; nur bei sehr großen Gabelungen stellen sie sich auch zwischen den Gerinnen ein. Schließlich entsteht auf jenen Flächen, die ganz trocken liegen, die fünfte Flächenart, jenes Areal, das von einer Pflanzendecke überzogen wird.

Vergeblich habe ich an dem mir bekannt gewordenen Nordrand des Vatnajökull nach Söllen Ausschau gehalten, ein scharfer Gegensatz zum Südrand des Vatnajökull, von dem sie in letzter Zeit mehrfach beschrieben sind. Die Berichte verschiedener Forscher ermöglichen es, einen kurzen Einblick in Veränderungen an ihnen zu tun. Die dortigen Sölle verdanken ihre Entstehung einem Gletscherlauf, der sich Ende Mai 1903 ereignete und wahrscheinlich durch vulkanische Wärmeentwicklung verursacht wurde. Oberleutnant J. P. Koch von der dänischen Landesaufnahme erlebte das Schauspiel und hat darüber in seinem Bericht über die schwierige Map pierung des östlichen Südlandes einige beachtenswerte Mitteilungen niedergelegt¹⁾. Am 25. Mai brach plötzlich eine enorme Wassermasse aus dem

¹⁾ J. P. Koch, *Fra Generalstabens topografiske Afdelings Virksomhed paa Island. Geografisk Tidskrift, Band 18, Kopenhagen 1905.*

Rande eines Striches Vorlandvergletscherung am Südrand des Vatnajökull, aus dem Skeidarárjökull, hervor, die am nächsten Tage so ungeheuer war, daß Eisblöcke bis zur Größe eines einstöckigen Hauses von dem Gletscher losgerissen und sicherlich bis 12 km weit über den südlich anstoßenden Sandur geschleppt wurden. Im September des gleichen Jahres war die eisbesäte Fläche mit großen trichterförmigen Vertiefungen besetzt, an deren Grund die großen Eisklumpen umher lagen. Im April des nächsten Jahres war das Eis vollkommen dort geschmolzen, wo es auf der oberen Fläche gelegen hatte. Wo sich, wie Koch beobachtete, die Stücke jedoch so weit in das lose Erdreich eingebohrt hatten, daß sie nicht über das umgebende Gelände herausgeragt hatten und deshalb bald vom Sandflug bedeckt waren, da war die Schmelzung noch lange nicht vollzogen. Verschwindet das Eis hier ganz, so bleibt ein oft mehrere Meter tiefes Loch übrig, das von einer leicht zusammengefügten Sandmasse zudeckt wird. Im Sommer des gleichen Jahres fand P. Hermann ein ähnliches Bild auf dem Skeidarársandur vor¹⁾. Teils waren die Löcher noch von Eis erfüllt, dessen kaltes Schmelzwasser den umgebenden Sand und Lehm durchtränkte, teils war das Eis schon verschwunden, so daß die Trichter erfüllt waren von Wasser wundervoller dunkelblauer Färbung, während der Boden silberhell durchschimmerte.

Weiter östlich am Breidamerkursandur machte Hermann einige Beobachtungen, die lehrreich für die Beurteilung der Entstehung der Sölle sind (l. c. p. 145). Am Rande des dortigen Gletschers sah er, wie von den hervorbrechenden Schmelzwässern große, mit Schutt durchsetzte Eisstücke vorwärts und rückwärts geschleudert wurden, bis sie vom Strome gefaßt nach dem Meere geführt wurden; die größten Eisklumpen standen hier und da auf dem Boden fest, bis auch sie abgelöst und fortgeschwemmt wurden. Und an einer andern Stelle heißt es (l. c. p. 147): „Am Ende des Gletschers befanden sich wieder die schon mehrfach erwähnten trichterförmigen Gletscherlöcher, doch stammen diese wohl aus sehr alter Zeit, da sie rings mit uraltem, verwittertem, gelbweißem Moose bewachsen waren.“

In jüngster Zeit hat dann M. Ebeling noch Notizen über die Sölle am Skeidarársandur veröffentlicht²⁾. Er fand augenscheinlich in den Trichtern noch Eisstücke vor, da er darauf aufmerksam macht, daß es offenbar jahrelang dauert, bis das Eis schmilzt. Die Füllung der Trichter geschieht, wie er genauer beschreibt, auch durch Grundwasser.

¹⁾ P. Hermann, Island in Vergangenheit und Gegenwart, Bd. II, S. 126. Leipzig 1907.

²⁾ M. Ebeling, Eine Reise durch das isländische Südland. Zeitschr. d. Ges. f. Erdk. Berlin 1910, S. 377.

Aus den vorstehenden Beobachtungen geht mit Sicherheit hervor, daß am Südrand des Vatnajökull vorhandene Sölle Einsturz- und Druckphänomenen ihre Entstehung danken können. Vom Gletscher losgelöste Eisblöcke, die z. T. unter Schutt begraben werden, schmelzen zusammen und rufen Hohlformen hervor. Die Ursache der Ablösung der Eisblöcke ist zum Teil zwar vulkanischer Natur, infolge eines durch eine Eruption veranlaßten Jökellöb, so daß ein vollständiger Vergleich mit norddeutschen Verhältnissen nicht zulässig ist, zum Teil aber frei von vulkanischem Einfluß, wie aus den Beobachtungen Hermanns am Breidamerkurkursandur erhellt, und wie namentlich Thoroddsen des mehrfachen betont. Er macht nachdrücklich darauf aufmerksam¹⁾, daß bei dem Gletscherlauf der Skeidará im Eise zwar ein großer Einschnitt entstanden sei, daß aber die herausgeworfenen Eisstücke einen weit größeren Raum als dieses eingerissene Loch beanspruchen, so daß viele von ihnen unter dem Gletscherkörper losgerissen sein müßten. Es liegt die Vermutung nahe, daß sich unter dem Eise große Wassermassen aufgestaut haben, und in der Tat fand man nach dem Gletscherlauf von 1892 oben auf dem Eis Spuren eines großen Schmelzwassersees. Ich selbst sah südlich des Endmoränenwalles auf dem nördlichen Vatnajökull einen kleinen schuttgedämmten See gelber Farbe. Es braucht also wahrscheinlich selbst am Skeidarárjökull nicht jeder Gletscherlauf auf vulkanischen Ursprung zurückzugehen, sondern wird unter die Kategorie der gewöhnlichen Gletscherausbrüche fallen, wie solche von Südisland, namentlich von der Jökulsá á Solheimasandi, bekannt sind. Der Ausgang des Gletscherbaches verstopft sich hier des öfteren, das Schmelzwasser wird unter dem Eiskörper aufgedämmt, der letztere berstet und Moräne und Eisstücke werden fortgetragen, Verhältnisse, wie man sie sich gerade so in dem vulkanfreien Norddeutschland vorzustellen hat. Sie gehen also auf katastrophale Vorgänge zurück, deren nicht allzu häufiges Auftreten sich mit dem nicht allzu häufigen Vorkommen von Söllen im Sandur deckt.

Zu dieser Art von Söllen gehören auch solche, die sich in der Endmoräne beim Schmelzen des Eises unter dem Schutt bilden. Ich erwähnte bereits die dortigen kleinen temporären Einsturztrichter. Daß diese Formen auch stationär bleiben können durch Entstehen beim Abschmelzen des letzten begrabenen Eises, so daß eine nachträgliche Zerstörung durch beträchtliches Zusammensacken des Moränenschuttes ausgeschlossen ist, kann wohl kaum bezweifelt werden, jedoch kann ich es durch Beobachtungen nicht belegen²⁾.

¹⁾ Th. Thoroddsen, Rejse i Vester-Skaptafells Syssel paa Island i Sommeren 1893. Geografisk Tidskrift Bd. 12. Kopenhagen 1894.

²⁾ Nach Abschluß dieses Manuskriptes sah ich am 24. Mai 1912 unter Führung von A. Penck in den Würmmoränen, die zwischen Isartal und Starn-

Ich möchte die vorstehenden Sölle teils als „Einsturzsölle“ bezeichnen, sofern sie durch Einsturz einer über ihnen gelegenen Erdmasse entstanden sind, teils als „Aussparsölle“, sofern ein Eisblock bei dem Wachsen des Sandur eine Vertiefung aussparte, teils als „Eindrucksölle“, sofern lose Eisblöcke Hohlformen in den weichen Boden eines Sandur gedrückt haben. Diesen drei Gruppen steht die der „Strudelsölle“ gegenüber. Analog der Entstehung der Gletschertöpfe werden die Schmelzwasser auch fähig sein, Sölle auszustrudeln; doch scheint dieser Fall seltener zu sein.

Mit welcher Gruppe von Söllen man es zu tun hat, wird sich nachträglich nach ihrer Entstehung nur schwer und immer nur von Fall zu Fall entscheiden lassen. Man kann zwar deduktiv folgern, daß bei Einsturzsöllen im Querschnitt ein Nachsacken der seitlichen Schichten im Gegensatz zu Strudelsöllen zu erkennen sein muß. Indessen, schon während der Bildung werden sich mancherlei Komplikationen einstellen. In einer frisch ausgestrudelten Hohlform sacken die Wände infolge einseitiger Entziehung der Widerlager nach, und so ähnelt der Aufbau der Strudelsölle dem eines Einsturzsolles. Im allgemeinen wird man aber wohl sagen können, Einsturzsölle überwiegen im Sandurgebiet und vielleicht in der Endmoränenzone, Strudelsölle im Grundmoränengebiet, Eindrucksölle und Aussparsölle treten in beiden auf.

Die Formen der Sölle können sehr schnell in tote Formen übergehen. In den Einsturzsöllen sammelt sich schon während des Schmelzens des Eisblockes Schlamm, Lehm und Saugsand, und kaum ist der Eisblock geschmolzen, so sind die Hohlformen langsamer Auffüllung ausgesetzt¹⁾.

Sind die Sölle und Urstromtäler nur punktuelle und lineare Gebilde auf dem Sandur, so entwickelt sich auf den freibleibenden Flächen ein regionales Phänomen, das trotz mancherlei Abweichungen prinzipiell mit der Bildung des Lösses am Südrand der skandinavischen Vergletscherung verwandt ist. Ich machte bereits darauf aufmerksam, daß am Nordrand des Vatnajökull junge Magmaergüsse liegen, die jegliches Wasser verschlucken. Das ist in noch viel größerem Maßstabe im nördlichen Vorland des Vatnajökull bis fast zum Mückensee-Distrikt der Fall. Das Odádhraun, das

berger See in der Richtung von Zell nach Farchach gelegen sind, vielfach Vertiefungen, die ganz unvermittelt der Endmoränenlandschaft eingesetzt waren und oft auffallend steile Formen trugen. Sie machten den Eindruck von Einsturzsöllen; es schien, als ob unter einem größeren Teil der Endmoränenzone eine Eismasse begraben war, bei deren Zusammenschmelzen Hohlräume entstanden, über denen sich Einstürze ereigneten.

¹⁾ Th. Thoroddsen, Rejse i Vester-Skaptafells Syssel paa Island 1893. Geografisk Tidskrift, Bd. 12, Kopenhagen 1894.

sich hier breitet, ist eine der größten rezenten Lavaflächen der Erde, wenn es auch nicht ganz so groß sein dürfte wie es angegeben wird¹⁾. Überall fällt auf diesem großen Lavafeld der atmosphärische Niederschlag wie auf ein Sieb, jedes Gewässer, das sich ihm nähert, versickert. In der Tiefe sammelt sich das Wasser zu ausgedehnten Grundwasserhorizonten, die erst am Rande der Lavaregion wieder zutage treten. Dort dehnen sich große versumpfte Areale, dort breitet sich eine Anzahl beständiger Seen aus, die oberirdisch gar keinen Zufluß besitzen, wohl aber einen starken Abfluß; brodelnd quillt das Wasser an ihrem Rande hervor. Dort entspringt eine Reihe von Flüssen gleich in ihrer ganzen Wasserfülle. Nur selten kann man auch in den Lavafeldern den Grundwasserhorizont wahrnehmen. An einzelnen Stellen ist die Lavaoberfläche eingebrochen; am Grunde der Vertiefungen quillt an der einen Seite ein Teil des Wassers hervor, es durchmischt den Boden und verschwindet auf der anderen Seite, eine Erscheinung, die der Hydrographie der Poljen verkarsteter Gebiete verwandt ist und die man als „Hydrographisches Fenster“ bezeichnen kann. Die Folge der fast ständigen Trockenheit der Lavaoberfläche ist, daß all der feine Verwitterungsschutt, der sich im Laufe der Zeit absondert, nicht vom Wasser fortgeführt, sondern eine Beute des Windes wird. Man kann am Nordrand des Vatnajökull ein ausgesprochenes Deflationsgebiet erkennen, das über die Lavaflächen in die diluvialen Grundmoränengebiete hinübergreift und das von einer Inflationszone eingefaßt wird. Die letztere zieht sich vom Gebiet des mittleren Skálafandafljot über Svartárvatn zum Mücken-see-Distrikt. Natürlich gibt es in der Deflationszone auch Anhäufungen äolisch umgelagerten Materials, aber sie sind nicht perennierend, sondern befinden sich in ständiger Neubildung. Sonst tritt überall in ihr der nackte Fels zutage, den keine Verwitterungskrume deckt. Vielfach erkennt man an ihm Windschliff, der die Rauheiten der Lavaoberfläche poliert hat, so regelmäßig, daß man danach die herrschende Windrichtung bestimmen kann. Liegen einzelne Blöcke isoliert, wie in den Grundmoränenflächen, auf deren Oberfläche jedes feinerdige Partikelchen fortgeführt ist, so erblickt das Auge in Fülle die schönsten Drei- und Mehrkanter, die auf den geglätteten Flächen einen stumpfen grauen Lacküberzug tragen.

Anders das Bild in der Inflationszone. Selten ist der anstehende Fels zu sehen, alles wird von feinem Material verhüllt. Über dieses hat sich vielfach eine Vegetationsdecke gebreitet, die einen schweren Kampf zu führen hat, um sich dauernden Bestehens zu erfreuen. Ein Eingangsloch zum Bau eines Polarfuchses kann genügen, um dem Wind hinreichend

¹⁾ Gegenüber Thoroddsens Annahme fand ich frei von jungen Ergüssen das obere Öxnadalságebiet, größere Flächen südlich Sellandafjall und Bláfjall.

Angriffspunkte zum Abschälen des gesamten Vegetations-Überzuges zu gewähren, zu welch letzterem Prozeß im späten Mittelalter und auch noch in der Neuzeit bedauerlicherweise unverständige Menschen durch Herausreißen der *Salix*- und *Betula*-räuchlein arg mitgeholfen haben. Von neuem wird derart das schon abgelagerte Material wieder umgelagert und über eine benachbarte Vegetationsdecke gebreitet, doch sind diese nachträglichen Umlagerungen im Inflationsgebiet in der Regel regional von untergeordnetem Ausmaß. Nur die Schnelligkeit, mit der sie sich vollziehen, ist groß, und aus einem Beispiele vom Ostufer des Svatárvatn, gerade an der Grenze zwischen Deflations- und Inflationszone, möge erhellen, in wie kurzer Zeit sich der Vorgang abwickeln kann. Dort wurde Ende der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die alte Farm Svatárkjot aufgegeben und weiter nach Westen verlegt, da sie dem Anstürmen des äolischen Materials nicht mehr zu widerstehen vermochte. Sie wurde völlig verschüttet, und eine Vegetationsdecke spannte sich über ihr aus. In den ersten Jahren des laufenden Jahrhunderts war diese wieder abgeschält worden, und um den Betrag von 2—3 m wurde der einst aufgeschichtete Boden erniedrigt. 1910 war diese Abtragung gerade soweit fortgeschritten, daß Teile der früheren Farm Svatárkjot bloßgelegt wurden.

Der Prozeß der Umlagerung und Fortführung des Materials vollzieht sich in zwei Arten. Einmal in Gestalt von Windhosen. Feines Bodenmaterial wird aufgewirbelt und in lebhafter Drehung schnell in größere Höhen geführt; bis in über 1000 m Höhe innerhalb von fünf Minuten konnte ich 1910 schätzen. Dabei eilt das ganze Gebilde über die Ebene, um sich aber schon nach kurzer Zeit in ein Nichts wiederaufzulösen. Mögen sich an sonnigen Tagen auch mehrere Hundert solcher Windhosen einstellen, so ist ihre Wirkung doch relativ gering gegenüber dem Transport, den die Sand- und Staubschauer ausüben. Auf weiten Flächen wird vom Wind der Boden aufgewirbelt, er raucht förmlich, und rötlich schimmert matt die Sonne hindurch. In die Höhe geführt, wandert die ganze Masse gleich einem Regenschauer, vor sich die Luft rein und klar, hinter sich sie verschwommen zurücklassend. Erst ein energetischer Regen vermag dem Himmel seine nordische Reinheit und Klarheit und Herbheit wiederzugeben.

Das Material ist teils staubig, teils feinsandig, so daß es bald einem Lösse, bald einem Feinsande ähnelt. Dementsprechend schlägt es sich teils ungeschichtet nieder, so daß kleine, bis 4 m hohe steilwandige Schluchten eingerissen werden, teils aber zeigt es eine feine Schichtung, in die Windmulden eingelegt werden. Ich habe Proben des Materials wie auch von sekundären Verwitterungerscheinungen, die sich ganz regelmäßig an ihm einstellen, mitgebracht, sie harren aber noch der genauen Untersuchung. Deshalb möchte ich das Material vorläufig, um den unsicheren Begriff

Löss im Gegensatz zu meinen früheren Ausführungen einstweilen hier zu umgehen¹⁾, mit dem isländischen Worte dafür bezeichnen. Der Isländer nennt es „M o h e l l a“ (spr. mohedlla). Sind in ihrer Existenzbedingung zweifellos durchgreifende Unterschiede mit der Existenzbedingung des Lösses am Südrand der norddeutschen Vergletscherung vorhanden, so dürfte der Vorgang der Ablagerung doch verwandt sein mit der Bildung des Lösses daselbst.

Die im Vorstehenden mitgeteilten Beobachtungen über mein Arbeitsgebiet am Vatnajökull mußten bisweilen noch lückenhaft ausfallen, die daraus gezogenen Schlüsse mitunter problematisch. Das hat seinen Grund darin, daß es für mich zuerst eine Route ausfindig zu machen hieß, um durch eine Pferdekarawane das Material für eine kleine Station zum Nordrand des Eises hinzuschaffen. Denn nur durch eine solche und nicht durch ein schnelles Hindurchreiten durch das Gebiet läßt sich meines Erachtens den angeschnittenen Fragen wirklich ernsthaft näher treten. Dankbar gedenke ich bei dieser Gelegenheit jener Männer, die mir die Mittel zu meiner Reise im Jahre 1910 verschafften, von der der Vatnajökull nur einen kleinen Bruchteil bildet. Es waren die Herren Prof. G. Boehm-Freiburg, Sanitätsrat Cahnheim-Dresden, Prof. Deecke-Freiburg, Herr Erkes-Köln, Geheimrat Harries-Kiel, Geheimrat Krümmel-Marburg, Geheimrat Rinne-Leipzig, Prof. Strück-Lübeck, Geographische Gesellschaft Lübeck und Firma Zeiß-Jena.

Nachdem nun durch Trautz und die vorstehend beschriebene Reise gezeigt ist, wie man an zwei Stellen des Nordrandes des Vatnajökull ohne größere Schwierigkeiten auf das Eis gelangen kann, dürfte hoffentlich die Zeit nicht mehr allzu fern sein, daß diesem wichtigen vergletscherten Gebiet in Studien während eines längeren Zeitraumes und über ein größeres Stück des Randes hin nachgegangen wird als man es bislang vermochte; denn hier liegt der Schlüssel für viele Probleme Norddeutschlands!

Der Tarumai-Ausbruch in Japan 1909.

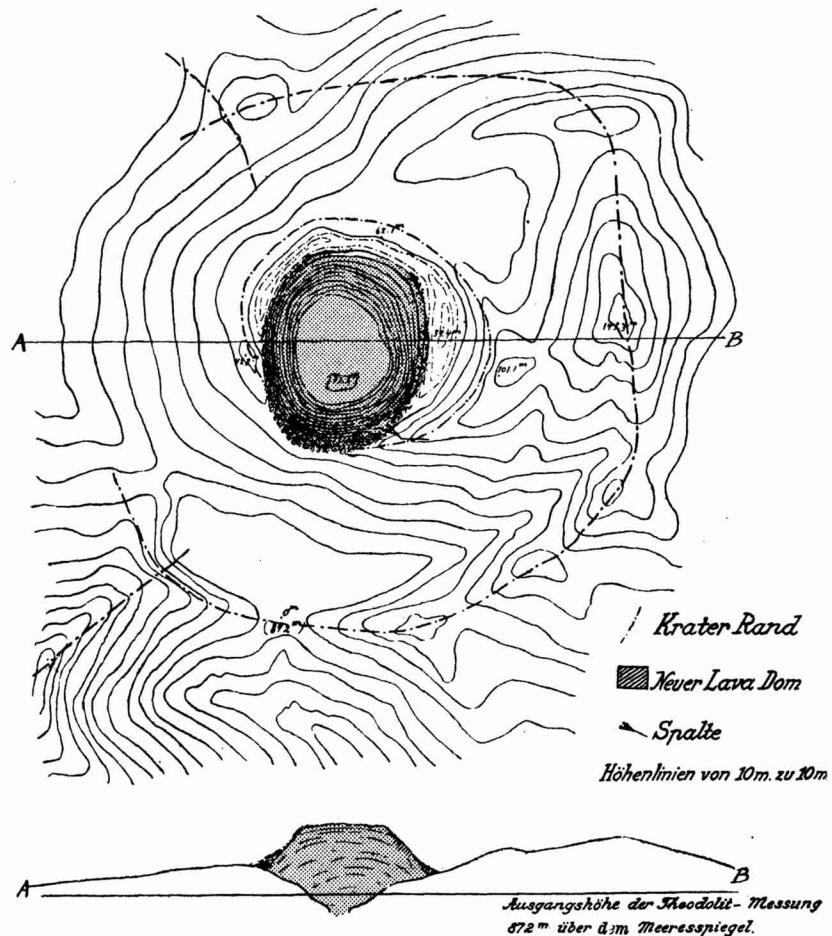
Bericht von Dr. Ôinoue, mit eigenen Beobachtungen und Bemerkungen
von H. Simotomai.

Die vulkanische Tätigkeit des Tarumai auf der japanischen Insel Hokkaidô (Yeso) im Frühling 1909 hat wegen der dabei erfolgten typischen Quellkuppenbildung in weiteren Kreisen das lebhafteste Interesse erweckt.

¹⁾ Speethmann, Zeitschr. f. Gletscherkunde, III, 1909, p. 41 und Reck, Ebda, V, 1911, p. 282.

Publikationen¹⁾ über diese merkwürdigen Ereignisse liegen von verschiedenen Autoren vor, am genauesten ist der Hergang in der Mitteilung von Dr. Ôinoue geschildert. Ôinoue hat zu verschiedener Zeit den Schauplatz der

Abbildung, 24.



Der Gipf 1 des Tarumai nach der Eruption 1909. Maßstab 1:20 000.

vulkanischen Tätigkeit besucht und kurz nach der Quellkuppenbildung durch Theodolitmessung die Dimensionen des Kraters und der neugebildeten Kuppe genau bestimmt. Ihm habe ich auch den beigegebenen Kraterplan zu verdanken.

¹⁾ J. Ôinoue, Mitteil. über den Tarumai-Ausbruch. Abhandl. d. Erdbeben-Komitees zu Tôkyô. Nr. 64. 1909.

Nach dem Ausbruch habe ich selbst zweimal den Ort besucht; auf Grund meiner eigenen Beobachtungen und des Berichtes von Ôinoue mögen hier einige Bemerkungen über den Tarumai-Ausbruch gegeben werden.

Um dieses Ereignis besser beurteilen zu können, vergegenwärtige man sich die Topographie des Tarumai-Gebietes. Der Vulkan erhebt sich an der Westseite der mittleren Senkungszone der Insel Hokkaidô, unter $42^{\circ} 42' n.$ Br. und $141^{\circ} 23' ö.$ L.; im Osten ruht er in unmittelbarer Nähe der Küste des Pazifischen Ozeans auf einer ca. 30 m über den Meeresspiegel sich erhebenden marinen Terrasse, deren Bildung im Diluvium erfolgte. Im Nordwesten steht er dagegen in Verbindung mit dem Hu-uppushi-Nuppu-ri, einem erloschenen Vulkan, und im Westen mit der großen Vulkangruppe der Shiraoi. Ein bemerkenswerter See, namens Shikots¹⁾, der seine Entstehung vulkanischer Tätigkeit verdankt, liegt zwischen dem Tarumai und dem Eeniwa, einem anderen tätigen Vulkan, der sich 12 km nordnordwestlich von jenem befindet. Der Tarumai ist ein Tuffvulkan, und nirgendwo am Kegel kann man Lavabänke nachweisen, obwohl auf dem Gipfel am Kraterrande Agglomerate und Schlacken auftreten. Nach Prof. Kotô hat er von allen japanischen Vulkanen in früherer Zeit die größte Menge von Bimsstein ausgeworfen. Der Vulkan besitzt einen Doppelkrater; der äußere Kraterrand — oder besser die Somma-Umwallung — ist nicht ganz ringförmig geschlossen, die östlichen und südlichen Teile sind jedoch in typischer Form erhalten. An der nordwestlichen Seite des Vulkans kann man einen nach Westen offenen Eruptionskrater konstatieren, dessen Südostseite bei der Bildung der Somma-Umwallung zum Teil weggeblasen wurde. In der Mitte der Somma-Umwallung ist ein ganz unbedeutender Zentralkegel erkennbar. Über ihn und die Tätigkeit des Tarumai überhaupt schreibt Ôinoue:

„Vor der Eruption hatte der Zentralkegel einen verhältnismäßig großen Krater von der Form einer Ellipse, deren größter Durchmesser (etwa in der Richtung von NW nach SO verlaufend) 673 m, deren kleinster Durchmesser 545 m lang war. Der Kraterschlund des Zentralkegels war im oberen Teil bis zu einer Tiefe von 20 m trichterförmig, wobei die Neigung

D. Satô, Mteil. über den Tarumai-Ausbruch. Abhandl. kais. japan. Geolog. Landesanstalt. Nr. 14. 1909.

J. Friedlaender, Über einige japanische Vulkane. Mitteil. der Deutschen Ges. für Natur- und Völkerkunde Ostasiens. Bd. XII, S. 129—134.

S. Kôzu, Preliminary, notes on some igneous rocks of Japan. The Journ. of. Geol. XIX, Nr. 7, S. 632—644, 1911.

¹⁾ Sein längster Durchmesser beträgt 14 km, der kürzeste mißt 6 km; seine Tiefe beträgt nach Kotô über 400 m nahe dem Ostufer, sein tiefster Teil ist jedoch noch nicht ausgelotet worden.

der Innenwandungen etwa 30° betrug, dann nahm er die Form eines 65 m tiefen Troges an, dessen oberster Durchmesser 400 m und dessen Bodendurchmesser 60 m betrug. Auf dem Kraterboden befanden sich ungefähr 20 Solfataren, denen immerfort Gas entströmte.

Ausbrüche des Tarumai in geschichtlicher Zeit sind nur wenige bekannt, weil die Kolonisation der Japaner in der Umgegend erst seit ein paar hundert Jahren bedeutend geworden ist. Während der letzten 40 Jahre ereigneten sich folgende Ausbrüche:

Im Januar 1872 verschwand der uhrglasförmige Lavadom ganz, welcher bis zu dieser Zeit in der Mitte des Zentralkraters sich befunden und ungefähr 10 m über den Kraterrand sich erhoben hatte; damals erst entstand der Krater, der bis zu der letzten Eruption auf dem Zentralkegel sichtbar war.

Am 8. und 18. Februar 1874 hörte man gewaltiges Getöse von Tarumai her, und Erdbeben wurden während einer Explosion verspürt, die vulkanischen Schutt zum Auswurf brachte.

Am 5. November 1883 erfolgte ein schwacher Ausbruch.

Am 4. Januar 1885 wurde bei einer Explosion Asche bis zu einer Entfernung von 40 km nach Satporo, der Hauptstadt der Insel, herausgeschleudert.

Am 8. Oktober 1887 wurden durch eine Explosion Lapilli und Asche emporgeworfen.

Am 17. August 1894 kam bei einer Explosion Asche aus dem Krater, dabei wurde eine schwarze Rauchsäule wahrgenommen.

Seit dieser Explosion war der Tarumai sehr ruhig, man hörte nichts von einem neuen Ausbruch, doch entstieg dem Krater beständig etwas Rauch.

Vom Januar 1909 ab haben die Bewohner der Umgegend zuweilen Spuren vulkanischer Tätigkeit beobachtet.

Am 11. Januar in der Nacht bemerkte man auf dem Berge einen Feuerschein, den man noch niemals in den letzten Jahren gesehen hatte.

Am 22. Januar wurde nachts vulkanische Asche ausgeworfen. Am 6. Februar um 9 Uhr vormittags hörte man ein gewaltiges Getöse und zugleich bemerkte man eine Rauchsäule, welche viel größer als die bisher sichtbare war. Am 10. Februar um 3 Uhr früh hörte man zweimaliges Getöse, auf den östlichen und südlichen Abhängen des Berges war Aschenregen erkennbar. Am 18. Februar um 1 Uhr nachmittags war stärkerer Rauch wie bisher zu sehen. Am 3. März um 11 Uhr vormittags, 3 Uhr und 4 Uhr nachmittags erdonnte der Vulkan. Am 14. März um 1 Uhr früh war ein kleines Erdbeben zu verspüren. Am 30. März von 6 Uhr früh ab vernahm man in der Gegend mehrerer mal rollendes Getöse, das etwa eine Stunde dauerte. Um 7 Uhr 20 Minuten stieg plötzlich unter gewaltigem

Getöse eine riesige Rauchsäule bis zu einer Höhe von etwa 7,6 km auf¹⁾. 7 (20 ?) Minuten später fand eine zweite Explosion statt, die jedoch nicht so heftig war wie die erste. Bei diesen beiden Ausbrüchen wurde vulkanische Asche meistens leewärts des damals herrschenden Nordwestwindes herausgeschleudert. Die Auswürflinge bestanden nicht nur aus dem Schutt früherer Ausbrüche, sondern auch aus Lavablöcken, die aus der Tiefe emporgesleudert wurden. Es waren Asche, Lapilli und Brotkrustbomben, die zuweilen 2 m im Durchmesser maßen. Die Ausdehnung der Aschenregen betrug schätzungsweise 85 qkm. Als ich fünf Tage nach dieser Explosion den Krater besuchte, bemerkte ich im nördlichen Teil des Kraterbodens eine Vertiefung, der hellbrauner Rauch entstieg. Sie war nur 12 m tief und 15 m breit, um sie herum lagen neue Auswürflinge. Wahrscheinlich war dies die Öffnung, aus der die letzten gewaltigen mit Asche vermischten Rauchmassen hervorgequollen waren.

Am 12. April um 11 Uhr 40 Minuten nachts begann ganz plötzlich wieder eine heftige Explosion. Man sah auf dem Gipfel zuerst sich kreuzende Blitze, dann folgten unter Feuerschein schwarze Rauchsäulen, und es wurden Asche, Lapilli und Blöcke, diesmal nach Nordosten, herausgeschleudert; der Aschenregen war noch in Satporo bemerkbar. Das Volumen der Rauchsäulen bei diesem Ausbruch wurde ungefähr auf das Zehnfache, das Volumen der Auswürflinge auf das Zwanzigfache wie bei der Explosion am 30. März geschätzt. Merkwürdigerweise sind bei diesem Ausbruch ebenso wie bei der Explosion am 30. März einzelne Anorthit-Kristalle²⁾ ausgeworfen worden. Das diese Explosion begleitende Erdbeben war sehr unbedeutend, doch waren in dem 20 km nach Südosten entfernten Dorf Tomakomai Erdstöße zu verspüren. Dagegen war die durch die Explosion verursachte atmosphärische Störung ziemlich stark; so wurden noch 20 km weit westlich Fensterscheiben eingedrückt, im Nordosten konnte dies noch auf 63 km Entfernung (in Iwamisawa) beobachtet werden. Über die Umgestaltung des Kraterschlundes durch diese Explosion wußte niemand näheres zu berichten.“

Am 16. April um 6 Uhr abends hörte man heftiges Rollen, und eine große Rauchsäule stieg empor. Am folgenden Vormittag erdröhnte der Vulkan, gleichzeitig steigerte sich die Rauchentwicklung allmählich, und erst mit Beginn der Nacht nahm sie wieder ab; nachts bemerkte man einen Feuerschein, aber von einem Lavadom auf dem Gipfel war nichts zu sehen. Am 18. April gab es auf der Nordseite des Vulkans einen Aschenregen.

¹⁾ Im Gegensatz zu dieser Höhenschätzung Ôinoues erscheint mir die Angabe Satôs richtiger zu sein, nach dem die Rauchsäule nur 3 km über den Gipfel sich erhob.

²⁾ Genaue Nachricht hierüber gibt Kôzu im *Journal of Geology*.

Nach dieser Explosion war bis zum Mittag des 19. April das Wetter ganz trübe und daher der obere Teil des Vulkans mit dichten Wolken bedeckt, doch bemerkte man gegen 9 Uhr vormittags, als der Wolkenschleier zeitweilig unterbrochen wurde, eine dunkle Rauchsäule. Am 19. April abends erblickten die Bewohner am Südfuß des Vulkans zu ihrem großen Erstaunen aus der Ferne eine kleine neue Erhebung auf dem Krater, das erste Anzeichen des neuen Lavadoms. Am nächsten Morgen erkannten die Leute am nördlichen Fuße den neuen Dom auf dem Gipfel; gegen 10 Uhr vormittags begann ein unterirdisches Rollen, das am 21. April um 5 Uhr morgens an Heftigkeit zunahm und bis gegen 3 Uhr nachmittags dauerte. An diesem Tage konnte man von dem 14 km südlich gelegenen Dorfe Shiraoi aus deutlich den neuen Dom und in der Nacht Feuerschein wahrnehmen. Am 22. April verminderte sich die Rauchmenge, in der Nacht bemerkte man wieder Feuerschein¹⁾. Am folgenden Tage besuchte Ôinoue den Vulkan; an Stelle des Kraterschlundes erblickte er zu seinem großen Erstaunen ganz frische spritzige Lava, welche den ganzen Kraterschlund füllte und darüber eine kraterlose Kuppe bildete. Die Oberfläche der Kuppe war nicht glatt, sondern außerordentlich zackig und zerissen und hatte zahllose kleine Spalten und Löcher, aus denen Gas herausströmte. An Stellen, wo erstarnte Lavablöcke von dem Dom herabgestürzt waren, war noch glutrote Lava zu sehen. Diese Lavaglut und ihr Reflex an den Wolken waren offenbar die Ursache des nächtlichen Feuerscheins. Die Form des Doms war nicht ganz regelmäßig; auf der Südwestseite war er infolge des Abstürzens der festwerdenden Lava steiler als auf den anderen Seiten. Ôinoue glaubt, daß dieses schnellere Erstarren im Südwesten wohl auf die Wirkung der im Frühling hier herrschenden Südwestwinde zurückgeführt werden kann. Auf keiner Seite der Kuppe war zu erkennen, wo der Lavastrom entlanggeflossen war. Die ununterbrochene Abbröckelung an der Seite des Domes, die zeitweilige Erschütterung und die Rauchmassen, die überall dem Dom entquollen, verboten näher an den Dom heranzutreten. Auf der Umwallung des Zentralkraters und an dem nördlichen und südlichen Fuße des Domes bemerkte Ôinoue mehrere Spalten, die in der Richtung von N 50° — 80° W einander parallel liefen. Aus der längsten von ihnen, die 70 m lang und $1/3$ m breit war, kam ein wenig Dampf heraus. Die Spalten sind wahrscheinlich erst bei der gewaltigen Explosien am 12. April entstanden, da sie am 4. April noch nicht vorhanden waren. Am 1. und 2. Mai hat Ôinoue die Dimensionen des Domes gemessen. Die Höhe des Domes betrug

¹⁾ Die bisherige Schilderung der Ereignisse beruht außer auf den Beobachtungen Ôinoues meist auf dem Tagebuch des Herrn Inspektors Haruta der Streichholz-Fabrik am Südostfuße des Vulkans. Ôinoue und Satô stimmen in der Darstellung der Ereignisse überein.

134 m über dem Kraterrand, sodaß der Vulkan nunmehr 40 m höher als früher war; seine Basis war kreisförmig und hatte einen Durchmesser von 420 m. Das Volumen der Lava, welche dabei die frühere Krateröffnung (nach meiner planimetrischen Berechnung) gefüllt und den Dom gebildet hatte, betrug etwa 15 Millionen Kubikmeter und schien ihm schätzungsweise ungefähr um $\frac{1}{4}$ größer als bei seinem ersten Besuch am 23. April. Später hat Ōimoue durch Vergleichung der beiden am 23. April und am 2. Mai von fast derselben Stelle aufgenommenen Photographien des Domes konstatiert, daß sein Volumen wirklich in der Weise zugenommen hat, wie seine Schätzung ergeben hatte. Oben war der sonst gut gerundete Dom abgeplattet, die südliche Partie erhob sich merkwürdigerweise über den Domgipfel wie ein kleines Abbild der Felsnadeln des Mt. Pelée oder des Bogoslof. Diesmal war nicht mehr so oft glühende Lava zu bemerken, und die abgestürzten Blöcke erkaltender Lava bildeten am Fuße des Domes bereits Schuttkegel. Die Entgasung und die Abbröckelung an dem Dom war so wie früher. Als wir, Prof. Jagger aus Amerika, Prof. Satō, Dr. Ōinoue und ich am 9. Mai gemeinsam den Schauplatz besuchten, konnten wir leider wegen des Nebels nicht die ganze Form des Domes übersehen, aber wir konnten doch die Abbröckelung und das Abstürzen der Lava wahrnehmen, welche beständig auf allen Seiten, besonders aber auf der Südwestseite der Kuppe von statten ging. Die größten Blöcke, die auf der Westseite sich befanden, maßen über 100 cbm; sie waren noch ziemlich heiß und mögen auf der Oberfläche eine Temperatur von ca. 30° gehabt haben. An solchen Lavablöcken konnte man verschiedenfarbige Schichten bemerken; auch waren die Korngröße und die Mineralzusammensetzung in den einzelnen Schichten nicht gleich.

Prof. Jagger maß dabei mit dem „Thermoscouple“ am südlichen Fuße des Domes folgende Temperaturen:

1. Lufttemperatur am Dom	0° C.
2. Gastemperatur in einer Solfatara von 0,25 m Durchmesser inmitten der Lavablöcke	430° C.
3. Gastemperatur in einem Hohlraum neben der Solfatara zwischen den Lavablöcken	390° C.
4. Temperatur eines Lavablocks am Boden einer 0,6 m tiefen Lücke zwischen Lavablöcken	450° C.
5. Temperatur eines Lavablocks am Boden einer 0,3 m tiefen kleinen Lücke zwischen Lavablöcken	457° C.
6. Temperatur eines Lavablocks am Boden einer 1,3 m tiefen kleinen Lücke von 0,16 m im Durchmesser	398° C.
7. Temperatur eines Lavablocks am Boden einer 0,3 m tiefen Lücke, welche sich in einer größeren Solfatara von 2 m Durchmesser befand,	200° C.

Am 15. Mai um 2 Uhr nachmittags bemerkten die Bewohner der Umgebung des Vulkans abermals eine Explosion, bei der weißer Rauch am südlichen Fuße der Kuppe herausdrang und ein wenig Asche herausgeschleudert wurde.

Am 5. Juli fand sich, als ich mit Herrn Friedlaender den Ort besuchte, eine gewaltige Spalte auf dem Rande des Zentralkraters an derselben Stelle, wo die größte der früher erwähnten Spalten lag, und gerade in der Partie, wo am 15. Mai weißer Rauch herausgestiegen war. Sie hat sich offenbar bei der letzten Explosion gebildet. Sie war teilweise 2,5 m bis 8 m breit, etwa 20 m tief und ihre ganze Länge betrug über 100 m, aber der Hauptteil, aus dem der Rauch gequollen war, war nur 20 m lang. Nur Schlamm und Tuff, aber keine Lava wurde herausgeschleudert. An der Leeseite lag eine wenig mächtige Schicht der außerordentlich feinen Asche, die der Rauch mit sich geführt hatte. Wir vermochten den Dom bis zu einer Höhe von 100 m über seinem Fuß hinaufzusteigen; im obersten Teil aber war der Abhang äußerst steil, die Lava noch ziemlich heiß und zum Abstürzen geneigt, so daß wir nicht weiter vordringen konnten. Die Lava zeigte in diesem oberen Teil des Domes verschiedene Färbung und Mineralzusammensetzung, die Schichtungsrichtung war der Oberfläche des Domes fast parallel. Die ganze Gestalt des Domes war so, wie sie Ôinoue geschildert hatte.

An den Solfataren, welche meistens um den Dom herum an der Grenze zwischen dem Talus und Lavahang sich befanden, und stark nach Schwefel riechende Gase ausstießen, bemerkten wir weiße chlorhaltige Stalaktiten.

Mitte Oktober, als ich mit Studenten der Satporo-Universität den Shikots-See besuchte, konnte ich von dem Fuße des Tarumai aus keine neue Veränderung des Domes wahrnehmen, und die Studenten, die den Dom besuchten, haben mir auch keine neuen Beobachtungen mitteilen können.

Im Winter 1909 sah man auf dem Abhang des Domes schon teilweise Schnee; die Gestalt des Domes ist in den drei Jahren seit der letzten Eruption fast unverändert geblieben.

Es sei mir nun gestattet, diesem Tatsachenbericht einige Bemerkungen hinzuzufügen.

Was diese vulkanische Tätigkeit verursacht hat, ist ungewiß; es wäre möglich, daß eine Kontaktexplosion die Veranlassung für das Aufsteigen der Lava abgegeben hat. Von diesem Gedanken ausgehend hat Ôinoue die Schwankung des Wasserstandes des Shikots-Sees seit 1906 genau untersucht; doch konnte er keine Verminderung des Seewassers vor der Eruption nachweisen. Denkbar ist auch, daß das aus einer Entfernung von 13 km von unten her eindringende Meerwasser die seit 1896 ruhende vulkanische Tätigkeit neu erweckt hat. Allerdings scheint mir nicht wahrscheinlich,

daß die ersten Äußerungen der vulkanischen Tätigkeit durch Kontakt-explosionen hervorgebracht waren, deren Ursache die plötzliche Verwandlung eindringender unterirdischen Wassermassen in Dampf ist¹⁾; denn die Vorzeichen des Ausbruches nahmen seit Januar 1909 allmählich zu.

Für die Entstehung der Gasmassen bei den gewaltigen Explosionen am 30. März und am 12. April sind zwei Möglichkeiten denkbar: sie können entweder dem aufsteigenden Schmelzflusse entwichen oder dadurch entstanden sein, daß der aufsteigende Schmelzfluß eine bestimmte wasserführende Schicht durchbrach. Jedenfalls wurde der alte Vulkanschlot durch die Explosion am 30. März zum Teil für den aufsteigenden Lavaerguß geöffnet.

Das dieser Explosion vorhergehende unterirdische Rollen dauerte ziemlich lange; wahrscheinlich deshalb, weil der Herkunftsort des Gases oder des aufsteigenden Schmelzflusses ziemlich tief lag. Merkwürdig ist die Wirbelform der Rauchsäule, die dabei emporstieg. Die Entstehung solcher wirbelförmigen Rauchsäule ist noch nicht klar, obwohl bei manchen vulkanischen Ausbrüchen dieselbe Erscheinung beobachtet worden ist. Ein sehr ähnliches Beispiel bietet die Rauchsäule bei der Explosion des Vesuvs im April 1906²⁾.

Diese Wirbelform der Rauchsäule kann verschiedene Ursachen haben, sie kann entweder durch eine schon unterirdisch gekrümmte Gestalt des Vulkanschlotes oder durch die herrschenden Windverhältnisse oder von diesen beiden Faktoren gleichzeitig verursacht sein. Sehr unwahrscheinlich ist die Annahme eines gekrümmten Vulkanschlundes bei derartigen gewaltigen Explosionen. Mir scheint die Ursache der Wirbelform der Rauchsäule nur in den herrschenden Luftbewegungen in verschiedenen Schichten der Atmosphäre zu suchen zu sein³⁾. Bei ähnlichen Wirbelbewegungen, z. B. Wasserhosen, Tromben und Tornados, schreiben die meisten Beobachter übereinstimmend dem Wirbel eine aufsteigende und zugleich drehende Bewegung zu. Wenn daher zu einer vulkanischen Explosion noch drehende Luftbewegung hinzutritt, dann ist es möglich, daß eine solche Wirbelform der Rauchsäule entsteht.

Was den Ausbruch des Tarumai nun anbetrifft, so läßt sich aus der ganzen Gestalt der Rauchsäule auf der Photographie konstatieren, daß der Wind bei der Explosion unmittelbar über dem Krater von Norden

¹⁾ W. Branca. Das Vulkanische Vorries. S. 33. 1903.

²⁾ Sabatini L' eruzione vesuviana dell aprile 1906. Bollet. del R. Comitato geol. d'Italia Serie IV. vol. VII. 1906. Fig. 24 a, Lacroix: La Montagne Pelée II. 9. 92. 1906. Fig. 296.

³⁾ vergleiche: A. Wegener. Über turbulente Bewegung in der Atmosphäre. Meteorol. Zeitschrift 1912, Bd. 2.

und in den höheren Luftschichten von Westen wehte¹⁾. Durch diese verschiedene Luftbewegung wurde offenbar die rasch aufsteigende Rauchsäule in Drehung versetzt und die Wirbelbewegung verursacht.

Die Explosion am 12. April erfolgte — ganz abweichend von der am 30. März — plötzlich, ohne daß vorhergehendes Donnern wahrgenommen wurde. Dies erklärt sich dadurch, daß das Gas mit der Lava bereits nach oben gestiegen war.

Wann und wie die Lava aufgestiegen ist, hat niemand direkt beobachtet, doch lassen sich aus den bekannten Tatsachen gewisse Schlüsse ziehen.

Am 4. April hat Ôinoue keine Spur des Lavaergusses auf dem Kraterboden bemerkt, aber es mag sein, daß die Lava schon vor dem 12. April den Kraterboden erreichte²⁾ und durch die Explosion an diesem Tage in Form von Lapilli herausgeschleudert worden ist. Aber die Explosionsprodukte — ebenso wie am 30. März graue Lapilli und Asche — weichen von der neuen Dom-Lava ab. Mir scheint, daß der Feuerschein, der am Abend des 17. April bemerkbar war, ein Anzeichen dafür ist, daß damals der glühende Lavaerguß begann. Diese Annahme deckt sich mit der oben wiedergegebenen Vermutung Ôinoues über die Entstehung des Feuerscheines, und es hat auch wirklich gegen Ausgang April, als der Feuerschein abnahm, die Oberfläche des Domes allmählich zu erkalten begonnen.

Die Werte für die Volumenvermehrung des Domes und die Abplattung seines oberen Teiles, die Ôinoue am 1. Mai durch Schätzung an Ort und Stelle ermittelt hat, haben sich bei einer genauen Nachprüfung an Hand der Photographien, die Ôinoue (am 23. April) und Satô (am 11. Mai) von fast derselben Stelle aufgenommen haben, als zutreffend erwiesen.

Die Hypothese Ôinoues, die die Vermehrung des Volumens der Entwicklung der Spalte so wie den Brotkrust-Bomben zuschreibt, während er die Lavamasse des Domes als konstant annimmt, ist unhaltbar, weil ja jene Spalten bei der im Inneren noch glühenden Lavakuppe eine rein oberflächliche Erscheinung waren, die keine so große Wirkung hervorbringen konnten. Mir scheint es, daß der Lavaerguß noch allmählich nach dem 23. April sich weiter fortgesetzt hat, der Zuwachs also diesem Vorgang zu verdanken ist. Die Abplattung des Domes könnte man durch eine auf

¹⁾ Satô freilich hat über die damals herrschenden Winde folgende Mitteilung gemacht: „Nach Toyokura, einem Meteorologen im Meteor. Observatorium zu Satporo, der nach der Explosion die Gegend besucht hat, wehte der Wind zu Beginn der Explosion von NW und drehte dann bald nach N um“. Nach dieser Angabe also wäre die Drehung nach rechts erfolgt, während ich die entgegengesetzte Drehung annehme.

²⁾ Das ist Friedlaenders Annahme.

die peripherischen Teile beschränkte Hebung der Lava zu erklären versuchen. Nur läßt sich mit dieser Hypothese die Tatsache schwer vereinbaren, daß am 23. April der Domgipfel etwas höher als am 11. Mai war¹⁾.

Um die Abplattung zu erklären, schließe ich mich daher der von Friedlaender aufgestellten Kernsenkungs-Hypothese an, welche auf Stübels Theorie von der Caldera-Formation monogener Vulkane zurückgeht¹⁾. Wenn man aber die Kernsenkung für den Abplattungsprozeß annimmt, muß der Lavaerguß schon vorher aufgehört und von neuem die Senkung des Domkerns angefangen haben. Somit kann man vermuten, daß der Lavaerguß Mitte April angefangen und bis gegen Ende desselben Monats gedauert hat und daß gleichzeitig die Kernsenkung des Domes begonnen hat. Die Erhebung auf dem Dom, welche erst am 1. Mai deutlich erkennbar wurde, hatte eine zackige Oberfläche und ist daher weder mit den Felsnadeln (Les aiguilles) des Vulkan Pelée noch mit denjenigen (The Parrotbeak) auf dem Metcalf Cone auf der Bogoslof-Insel zu vergleichen. Es ist wahrscheinlich, daß sie die embryonale Form einer Felsnadel ist, die durch den letzten als Reaktion der Kernsenkung erfolgten Lavaerguß sich gebildet hat.

Die Form des Domes war nicht ganz symmetrisch, sondern auf der Südseite steiler und etwas höher als auf der Nordseite. Diese Steilheit hat Ôinoue der Abbröckelung an der Luvseite zugeschrieben. Die unsymmetrische Form scheint mir aber auch dadurch erklärbar, daß sich die Lava zu Anfang einseitig von dem südlichen Teil des Kraterbodens ergossen und an den Kraterrand angelehnt hat, bis sie schließlich nach völliger Ausfüllung des Kraters die jetzige Gestalt des Domes hervorgebracht hat. Aus demselben Grunde liegen auch die Hauptfumarolen und die letzte Explosionspalte, die mit dem glutflüssigen Teil des Dominneren in nächster Verbindung stehen müssen, auf der südlichen Seite des Domes. Die Schlieren, die zur Domoberfläche parallel laufen, berechtigen zu der Vermutung, daß der Lavaerguß allmählich den Dom von innen her aufgebaut hat (vgl. das Profil auf Abbild. 24).

Die Lava des Domes ist nicht ganz homogen, die chemische Analyse weist mehr oder weniger verschiedene Resultate auf, je nachdem es sich um oberflächliche oder innere Teile handelt; der Hauptsache nach besteht die Lava aus Pyroxen-Andesit. Interessant ist es, daß der bei der chemischen Analyse sich ergebende Silikatgehalt in der Lava des Tarumai-Domes

¹⁾ Ich nehme auf Grund verschiedener Bilder an, daß die Höhe des Domes seit dem 1. Mai unverändert geblieben ist.

²⁾ A. Stübel, Über die genetische Verschiedenheit vulkanischer Eierge 1903, S. 8 u. s. w.

ziemlich genau übereinstimmt mit dem der Lava des Mont-Pelée-Domes¹⁾.

Überblicken wir die einzelnen Phasen der ganzen letzten Tätigkeitsperiode des Tarumai, so können wir drei Stadien deutlich unterscheiden:

1. Ein Anfangsstadium der Explosion;
2. ein Hauptstadium der Eruption;
3. ein letztes Stadium der Explosion.

Das erste Stadium fing schon im Januar an und endete kurz nach der größten Explosion am 12. April. Inzwischen hatte die aufsteigende Lava den Weg für ihren Erguß fertig eröffnet. Das zweite Stadium fing spätestens am 17. April an und endete Ende April. Damit begann das dritte Stadium; das Hauptereignis war die Explosion²⁾ am 15. Mai, bei der eine Spalte gebildet wurde. Durch diese Spalte haben die Gase, welche der unterirdischen erkaltenden Schmelzmasse entströmten, ihren Ausgang gefunden; der Dom aber bleibt weiterhin ungestört durch die endogenen Kräfte, wenn auch freilich schon die äußeren Kräfte ihr Zerstörungswerk an ihm begonnen haben.

In jeder Hinsicht führte die letzte Eruption zu einer Quellkuppenbildung, wie sie von Reyer experimentell erzeugt worden ist. Der Tarumai bietet damit das vierte genau studierte Beispiel einer Quellkuppenbildung im 19. Jahrhundert³⁾.

Wir haben noch nicht die Bildung einer typischen Quellkuppe, als deren Beispiel der „Puy Sarcouï“ gilt, in der Natur beobachten können, aber unter den bis jetzt bekannten Quellkuppenbildungen steht die des Tarumai diesem Normaltypus am nächsten⁴⁾.

¹⁾ Im Folgenden ist das durchschnittliche Ergebnis der von Satô angegebenen chemischen Analysen mit dem der Mont-Pelée Lava, welches von Lacroix angegeben worden ist, zusammengestellt:

	Si O ₂	Ti O ₂	Al ₂ O ₃	Fe ₂ O ₃	Fe O	Mn O	
Tarumai Lava	61,25	0,4	16,74	3,24	5,78	0,44	
Pelée Lava	61,88	0,31	18,30	1,97	4,32	—	
	Mg O	Ca O	Na ₂ O	K ₂ O	P ₂ O ₅	S	Summa
Tarumai Lava	3,07	7,55	0,96	0,56	0,21	0,08	100,36
Pelée Lava	2,74	6,32	3,17	1,09	0,09	—	100,35

²⁾ Auf Bogoslof war der dementsprechende letzte Akt eine viel heftigere Explosion, die die Kuppe völlig in die Luft geblasen hat.

³⁾ Auf Santorin im Jahre 1866—1867; am Mont-Pelée im Jahre 1902—1903; auf Bogoslof im Jahre 1906—1907. Vgl. hierzu Jagger, The evolution of Bogoslof Volcano. Bull. Americ. geogr. Soc. Vol. XL. 1908. No. 7.

⁴⁾ Während des Druckes meiner Abhandlung hat J. Friedlaender im Juniheft von Pet. Mitt. einen Aufsatz über Japanische Vulkane mit Quellkuppenbildung veröffentlicht, der durch seine Bildbeilagen, besonders die vom Tarumai, wertvoll ist.

Nachklänge zum Matavanú-Ausbruch (Savaii).

Aus Briefen von Pater Mennel und Dr. W. Grevel zusammengestellt
von Karl Sapper.

Über einige Beobachtungen, die am Matavanú teils vor teils nach seinem (in dieser Zeitschrift, Jahrgang 1911, S. 701 ff. behandelten) Erlöschen gemacht worden sind, berichten mir zwei kürzlich eingelaufene Briefe, deren Inhalt ich im folgenden, ohne Kommentar und ohne einen Versuch weiterer Auswertung, als Beitrag zur Kenntnis der tatsächlichen Erscheinungen kurz wiedergebe.¹⁾ Der erste dieser Briefe, vom 22. Januar 1912, stammt von Pater Mennel und enthält den Inhalt eines im letzten Sommer an mich abgeschickten, aber verloren gegangenen Schreibens, der zweite ist von Herrn Dr. Grevel geschrieben und enthält seine im letzten Jahre gemachten Beobachtungen und eingeholten Erkundigungen. Beide Herren haben, wie die letzten Jahrgänge dieser Zeitschrift zeigen, seit der Entstehung des neuen Vulkans regelmäßig über die Vorgänge am Vulkan berichtet und dadurch die Möglichkeit gegeben, sich ein — freilich naturgemäß nur lückhaftes — Bild der Lebensäußerungen desselben zu machen. Sie haben sich dadurch den aufrichtigen Dank der Vulkanologen verdient.

P a t e r M e n n e l berichtet zunächst über einen Besuch des Vulkans in der Mitte des April 1911. Einen halben Kilometer lang klaffte vor dem Feuerberg „ein langer, breiter und ziemlich tiefer Graben, hervorgerufen durch den Einsturz des Gewölbes am Lavakanal. An der Nordostseite des Berges keine Veränderung. Aber der Süden hat sich merkbar gesenkt mit Abrutschungen am Gipfel: es hatte sich hier sogar ein Viertel [der Umrandung] losgerissen, war aber an einer tieferen Stelle aufgehalten worden. Ebenso hat sich die Westseite über der inneren Basis gesenkt und ist auf der äußereren nordwestlichen Basis stark von Sprüngen durchzogen. Eine senkrechte Schlucht, schräg, mit Einsinken des vorderen Teiles, hat diese Seite wie zerteilt; außerdem ist hier eine horizontale Teilung vorhanden an der Vorderpartie, die dem Ausgangskanal entspricht.

¹⁾ Die „Samoanische Zeitung“, der früher so viele interessante Mitteilungen über den Vulkan zu entnehmen waren, hat seit der Notiz vom 21. Mai 1910 (s. diese Ztschr. 1911, S. 178) nur noch beiläufige Angaben über denselben gebracht, so im Jahrgang 1911 in der Nummer vom 26. August (Rückgang der Tätigkeit) und in der vom 4. Nov. (Erlöschen des Vulkans). Die Bücherei der Deutschen Kolonialgesellschaft hatte es mir ermöglicht, die Jahrgänge 1910 und 1911 sowie die Nr. 1—14 von 1912 durchzusehen, wofür ich ihr auch an dieser Stelle meinen besten Dank aussprechen möchte.

Dank dem herrschenden WNW-Wind, der die Dämpfe nach Osten treibt, ist der Besuch der Nordwestseite endlich sehr leicht gemacht, denn gewöhnlich vergiften die ungesunden Emanationen jene Seite.

„Die (Lava-) Quelle, immer an derselben Stelle im SSO, fließt schwach, folglich auch der Strom im Krater. Doch ist das eigentlich kein Strom mehr, sondern eine schwärzliche Fläche, wenig dicht, von langsamer Bewegung, mit glühenden Zickzacks. Allein beim Passieren von Klippen oder Untiefen wallt die Lava auf, glänzend vom Feuer, besonders bei Nacht; dann beleuchtet sie ihre aufsteigenden Dämpfe wie eine Feuersäule. Zuweilen stellt sich ein Aufwallen und Anschwellen der zusammengeschweißten Lava ein. Zum ersten Male zeigen sich in der Nacht grüne Feuer an drei oder vier verschiedenen Stellen. — In der Ferne, gegen das Meer zu und nahe Malaeola, schwimmt der Lavastrom seit einiger Zeit an der Oberfläche, ohne das Meer zu erreichen, infolge des Nachlassens der Quelle.“

Am 22. Juli hat dann Dr. Grevel den Krater von der Südseite her bestiegen, nachdem er die Nacht vorher in dem etwa 5 Minuten entfernten, von der Regierung errichteten Rasthause zugebracht hatte. „Das Bild“, schreibt er, „das sich mir diesmal bot, war wieder ein wesentlich anderes. Der Lavaspiegel war einige (5—10?) Meter gestiegen, die „Ufer“ verschwunden, das Innere machte wieder den Eindruck eines Sees. Letzterer war mit ca. 5 m im Durchmesser haltenden Schollen bedeckt. Das Ganze sah aus wie ein Treibeisfeld. Zwischen den einzelnen Schollen war glühende flüssige Lava sichtbar, die somit ein Netzwerk bildete, dessen Maschen durch die Schollen ausgefüllt wurden. Letztere waren dunkel, aber nicht eigentlich schwarz. Sie waren in ständiger, langsamer, aber ganz unregelmäßiger Bewegung, eine Strömung nach einer bestimmten Richtung war nicht zu erkennen, ein Abfluß nicht vorhanden. An drei ziemlich kleinen Stellen (ca. 10—20 m im Durchmesser), deren größte sich im Südosten (?) befand, waren Tümpel von flüssiger Lava, die sich in siedender Bewegung befand. Die daraus emporsteigenden kleinen Lavafontnen hatten, meiner Schätzung nach, eine Höhe von nur wenigen Fuß. Die kleineren Tümpel befanden sich im Nordosten und Süden bzw. Südsüdwesten (Himmelsrichtungen immer unsicher!). Alle Tümpel machten nicht den Eindruck von Lava-, sondern von Gasquellen.“

„Interessant war mir, daß auch diesmal mein Begleiter (ein anderer als beim letzten Male) seine Verwunderung über die große Höhe und den riesigen Umfang des Berges äußerte; auch er war seit Jahren nicht mehr dort gewesen. Da ich diesmal einen etwas anderen Weg zum Krater einschlug, fand ich einen mir noch unbekannten kleinen Nebenkrater (ONO), vermutlich ein früheres Luftloch des Lavatunnels. Die ganze nähere Um-

gebung und eine große Strecke bergab war mit einer außerordentlich dünnen (wenige Millimeter bis Zentimeter) Glasur relativ frischer Lava überzogen, ebenso das Innere, an dessen Grunde sich nur noch eine kleine Öffnung befand. Das Entstehen dieser Glasur ist wohl zweifellos darauf zurückzuführen, daß nach einer vorübergehenden Verstopfung des Abflusses die im Krater angesammelte Lava plötzlich mit großer Gewalt in den Kanal stürzte, wobei ein Teil durch die damals bereits vorhandene Öffnung hinausgeschleudert wurde. Der ganze Vorgang kann nur Sekunden gedauert haben. Weniger erklärlich scheint mir eine andere Form von Nebenkratern. Ein sehr großer dieser Art befindet sich zwischen dem letzten jetzt noch tätigen Luftloch des Tunnels und dem Krater (beiläufig bemerkt, fast eine Stunde Weg). Hier ist der steil abfallende Rand von einem wie von Menschenhänden aus großen, scharfkantigen Blöcken errichteten Ringwall umgeben. Die Blöcke liegen hart am Rande des Kessels, keine Spur von flüssiger Lava ist gleichzeitig ausgetreten. Es bleibt also nur übrig, die Erscheinung als Wirkung eines Gasdruckes zu erklären, aber es ist mir rätselhaft, wie es kommt, daß die Blöcke sämtlich genau am Rande liegen geblieben sind.

„Bemerkenswert ist noch, daß der Ausfluß der Lava ins Meer, wie ich von Augenzeugen, die die Stelle im Boot passierten, weiß, am 21. Juli stockte, und daß derselbe am 24. noch nicht wieder begonnen hatte: ein Offizier und der Arzt eines englischen Kriegsschiffes versicherten mir, daß am Lavafeld keine Spur von Ausfluß oder auch nur Dampf zu sehen sei.“

„Die Rauchentwicklung des Kraters war am Tage vor der Besteigung sehr schwach, doch wurde ich, da ich, um zur Schutzhütte zu gelangen, genötigt war, unterm Winde am Krater vorbei zu gehen, durch Schwefeldämpfe sehr belästigt. In der Nacht konnte man in regelmäßigen Zwischenräumen neben dem stets vorhandenen leichten Rauch ein heftiges Ausstoßen von Dämpfen beobachten. Am Tage des Aufstiegs kam aus dem Krater kein Rauch, dagegen stieg aus einer Spalte ein leichtes Wölkchen auf.“

„Einbrüche der Kraterwände fanden, während ich dort war, nicht statt, ebensowenig waren irgendwelche Geräusche zu hören.“

„Im Südosten des Kraterfußes befand sich früher eine 1906—1907 entstandene gewaltige, blasenartige Aufreibung des Lavaplateaus. Jetzt ist dort ein wüstes Trümmerfeld, durchzogen von tiefen und breiten Spalten, die überall ausgedehnte Hohlräume erkennen lassen. Abgesehen von der Decke des Lavatunnels war das Plateau nirgends mehr heiß, und nirgends zeigten sich Dämpfe. Alle obigen Angaben beziehen sich immer auf die Süd- und Ostseite, da ich auch diesmal leider keine Umgehung des Kraters ausführen konnte.“

Kurz nach Dr. Grevel, vom 25.—27. Juli, besuchte Pater Men
nel wieder den Vulkan. Er schreibt: „Wir stellten die fortschreitende,
sehr ausgesprochene Schwäche der Lavaflut fest, eine Schwäche, die der
Agonie nahe ist! Der Matavanú ist paralysiert! — Die Quelle im Südosten
ist versteckt durch die Abbröckelung des Berges; abgesehen von vorüber-
gehendem Wiederaufleben scheint sie jetzt durch die Wirbelfontäne im
Ostnordosten ersetzt, auf die schon früher hingewiesen worden war.¹⁾ Es
gibt noch mehrere andere, aber selten tätige und unbedeutende, vorüber-
gehende Wirbel. Nur diese Fontäne in der Mitte der Ostseite wirbelt
beständig, mit Crescendo und Decrescendo, wie eine Lampe, die am Er-
löschen ist und dann wieder aufflackert. Sie gibt der Lavaflut die gegen-
wärtige Bewegung, man möchte sagen, vielfältige Radii vektores, ausgehend
von einem gemeinsamen Mittelpunkt, um sich in Fächerform von Osten
nach Westen hin auszubreiten, und entgegenarbeitend dem früheren Strom
(von Süden nach Norden). Daher zweifellos die Erhebungen und Ver-
schweißungen, die ich schon im April bemerkt hatte. In der Nacht war
der Wiederschein sehr schwach; um den Berg zu umwandern, wird es bald
nötig, Laternen zu benutzen. Welch ein Unterschied gegenüber dem
Anfang vor sechs Jahren! Damals erhellt das Licht des Vulkans die Gegend
bis ans Meer, auf vier bis fünf Stunden Entfernung. — An der Südseite
ist auf dem Grund im Innern eine beträchtliche Vertiefung vorhanden,
die jedoch nicht hindert, daß das Massiv noch recht solid auf seinen Grund-
lagen erscheint. In der Tat konnten wir ohne Gefahr noch Unklugheit
recht lange auf dem Südostzipfel, oberhalb der Quelle, manöverieren.
Es handelte sich darum, die Tiefe des Vulkans an dieser Stelle zu messen.
Es war nicht leicht angesichts dazwischen befindlicher Vorsprünge und
der intensiven Luftbewegung im Krater Nach zwei unglücklichen
Versuchen gelang der dritte vollständig. Ein runder, schwerer Stein wurde
fest mit der Schnur verbunden; ich ließ die Schnur lebhaft gleiten wie
über eine Rolle, am Ende einer langen Stange, die über das Innere des
Kraters vorgeschoben worden war. Das Gewicht erreichte diesmal den
Grund, nahe der Quelle selbst, ohne vorgängige Entzündung der Schnur.
Das Problem war gelöst: 80 m Tiefe. — Eine neue Rutschung ist noch
am Nordostausgang des Kraters erfolgt, wodurch der Kanal noch mehr
verstopft wurde. Übrigens ist der einzige gegenwärtige „Ausgang“, im
Nordwesten, ausgefüllt, am Grund vereinheitlicht; die Flut verliert sich
nicht mehr in einem Abgrund, sondern sie fließt hier im Niveau in den
Tunnel.

„Auf dem Lavafeld, gegen Lealale, sieht man bei Nacht Feuerflächen

¹⁾ S. diese Ztschr. 1911, S. 178 (29. März 1910).

wie unbeweglich daliegen. Infolgedessen bildete sich ein hügeliges Gelände zwischen Malaeola und Manga, welches das Passieren der Reisenden etwas erschwert. Andererseits hat sich gegen Toapaipai eine riesige Lavafläche ergossen, dort alles eingeebnet und eine Reihe von Hügelchen verdeckt; dies erleichtert den ersten Teil der Reise, wenn man von Saleaula nach Lealatele geht.“

Als am Ende des Monats durch einen von jagenden Samoanern verursachten Waldbrand das Gerücht von einem starken Auffrischen der vulkanischen Tätigkeit entstanden war, bestieg am 31. Juli Herr H e l l b a u e r , der Dr. Grevel am 22. Juli begleitet hatte, abermals den Krater. Dr. G r e v e l teilt mir über seine Beobachtungen mit: „Der Lavaspiegel war b e d e u t e n d g e f a l l e n . Der ziemlich flache, aus Sand und Geröll bestehende Strand lag wieder frei; doch bildete er nicht mehr die Ufer des Lava-Sees, dieser lag mehrere Meter tiefer; vom Strande an fielen die Wände des Kraters senkrecht ab und zeigten im Gegensatz zu dem übrigen Kraterinnern eine tiefschwarze Farbe (Lavaglasur?). Der See war durch eine Einschnürung in zwei ungleiche Teile geteilt. Er war bedeckt mit einer zusammenhängenden, schwarzen festen Kruste, die von glühenden Rändern eingefaßt war. Schollen waren nicht mehr vorhanden. An zwei (nicht mehr an drei!) Stellen zeigten sich von Zeit zu Zeit ganz kleine, sehr schwach wallende, glühende Tümpel, in deren Umgebung die Lava faltig zusammengeschoben wurde, die sich aber sehr bald wieder schlossen. Die Hauptmasse der Lava war ohne Bewegung, eine Strömung war nicht vorhanden, ebensowenig ein Ab- oder Zufluß.

„Feuerschein und Rauchentwicklung sind sehr schwach. Der Ausfluß in die See stockt seit Wochen. Trotzdem fällt die Lava im Krater. Da sie sich bereits jetzt erheblich tiefer befindet, als die Umgebung des Kraters, ist anzunehmen, daß sie in das Erdinnere zurück sinkt, vermutlich durch Kanäle, deren Mündungen durch die Feuertümpel bezeichnet wurden; ob diese Kanäle mit den ursprünglichen drei Ausbruchsstellen identisch sind, ist natürlich unmöglich zu entscheiden, doch kommt es mir unwahrscheinlich vor, daß diese sich nicht durch Wegschmelzen des zwischen ihnen liegenden Gesteins vereinigt haben sollten.“

In einem später geschriebenen Teil seines Berichts schreibt dann Dr. Grevel: „Am 15. August teilte mir Herr Postmeister Traub mit, daß der Vulkan so gut wie erloschen sei. Er habe im Krater nur einige glühende Risse in der festen, schwarzen Decke gesehen. Diese seien so unbedeutend gewesen, daß in der Nacht über dem Krater Dunkelheit herrschte. Als ich aber am 18. abends mit Herrn Traub nach Apia fuhr, lag wieder ein heller Feuerschein über dem Krater.¹⁾ Das war aber auch

¹⁾ Am 19. August besuchten einige Touristen den Krater. Die Samoani-Zeitschr. d. Gesellsch. f. Erdkunde zu Berlin. 1912. Nr. 6.

das letzte Mal; als ich am 31. August zurückkehrte, war alles dunkel, auch Rauch entstieg dem eigentlichen Krater nicht mehr, wohl aber, wenn auch in ganz geringer Menge, einem benachbarten Loche.

„Am 1. September besuchte ein Herr Ausfeld den Krater. Er teilte mir am folgenden Tage mit, daß sich im Grunde des Kraters zwei erstarre Lava-Seen befänden, die durch einen schmalen Kanal verbunden seien. Es wäre nirgends die kleinste glühende Stelle sichtbar gewesen, ebensowenig sei dem Krater Rauch entstiegen. . . .

„Von Samoanern erfuhr ich, daß der englische Missionar Niel in der ersten Hälfte des September in den Krater herabgestiegen sei und dort eine halbe Stunde verweilt habe. Er habe eingehend die Zufluß- und Abflußöffnungen untersucht und habe geäußert, daß weitere Lava nicht mehr zu erwarten sei, dagegen hielte er es für wahrscheinlich, daß große Schlammeruptionen in Aussicht ständen. . . . Ich habe diese Angaben lediglich aus dem Munde von Samoanern und kann keinerlei Verantwortung dafür übernehmen.“

„Am 4. November (also nach dem in dieser Zeitschrift 1911, S. 701 ff. beschriebenen Ausflug des Paters Mennel) wurde der Krater von einem Herrn Schramm besucht. Er berichtete über noch nicht erstarre Stellen der Lava im Krater, wo sich von Zeit zu Zeit glühende Blasen bildeten, auch wurden zeitweise ziemlich bedeutende Rauchmassen ausgestoßen.

„Am 19. November“, berichtet dann Dr. Grevel weiter, „besuchte ich selbst den Krater. Zuerst stiegen wir von der Ostseite auf. Der östliche Teil gehört eigentlich nicht mehr zu dem ursprünglichen Krater, da er erst später durch Einsturz eines Stückes des Lavatunnels entstanden ist. Dementsprechend ist die Tiefe hier gering und beträgt etwa 50 m. Der Abstieg in das Innere scheint sehr leicht zu sein, wurde aber nicht versucht, da wir kein Seil hatten.

„Später machten wir einen Aufstieg im Süden. Von beiden Punkten aus war von dem Lava-See nichts mehr zu sehen, ebensowenig von einem senkrechten Abfall der letzten 20 m. Der ganze Boden des Kraters war mit Geröll bedeckt, wenigstens soweit wir sehen konnten. Der östliche Teil¹⁾ hat immer noch eine Tiefe von gegen 100 m. In der äußersten Ostecke ziemlich starke Rauchentwicklung. Im ganzen östlichen Drittel ging fast beständig ein Hagel von Geröll nieder. Sehr bedeutende Abstürze des Südrandes stehen bevor.

sche Zeitung 1911, No. 34 berichtete aber nur kurz: (Der Vulkan) „hat seit einiger Zeit seine Tätigkeit eingeschränkt und bietet nicht mehr den großartigen Anblick wie bis vor kurzem“.

¹⁾ Offenbar der Südseite der Umwallung. Sapper.

„Etwa in $\frac{4}{9}$ der Höhe des heutigen Berges glaube ich in einer deutlich sichtbaren Marke das frühere Niveau des Lavafeldes zu erkennen. Da gerade von der Südseite des Kraters zahllose photographische Aufnahmen existieren (es befindet sich dort wenige Minuten vom Fuß des Kraters die einzige Wasserstelle und daher auch der Lagerplatz sämtlicher Besucher), wenigstens von Mitte 1906 ab, würde es nicht schwer sein, etwa tatsächlich stattgehabte Veränderungen mit Sicherheit nachzuweisen.“

„Etwa 4 km Ostnordost vom Krater steigt Dampf aus dem Kanal; der Boden ist dort auf eine Strecke von ca. 50 m sehr heiß und mit gelben Ausblühungen bedeckt. Ich trat dort dicht an einen senkrecht in den Lavatunnel herabgehenden Schacht, dessen unterer Teil teilweise eingestürzt war. In der hier ganz ungewöhnlich starken Lavadecke zeigte sich die Öffnung eines ca. 1 m im Durchmesser haltenden Kanals, aus dem in relativ sehr später Zeit ganz dünnflüssige Lava in sehr geringer Menge ausgeflossen war. Sie hatte den Boden des Kanals und einen Teil der Schachtwandung glasiert und sowohl an letzterer wie auf den am Boden liegenden Trümmern dünne Zapfen gebildet.“

„Bemerken möchte ich noch, daß sich am Rande des Lavastroms, wenige Minuten oberhalb der Stelle, wo der Weg aus dem Busch tritt, ein unzweifelhafter Beweis findet, daß auch der untere Teil des Lavafeldes sich beträchtlich gesenkt hat. Dort fielen die Wände des früheren Tales senkrecht ab, und als daher, nach dem Abfließen der flüssig gebliebenen Lava, der schweren festen Decke die Unterstützung von unten fehlte, brach die äußerste auf dem alten Boden liegende Kante ab. Sie klebt noch jetzt auf dem früheren Waldboden, sich ganz unverkennbar, wie die Reste einer schwarzen Mauer, von ihm abhebend. Das Lavafeld liegt ca. 5 m tiefer.“

„Leider ist es mir nicht möglich gewesen, bisher das Innere des Kraters zu besichtigen, noch auch eine gründliche Umgehung des Kraters auszuführen. Vom Norden kann ich nur sagen, daß dort an mehreren Stellen Rauch aufsteigt und zwar gewöhnlich mehr als aus dem Krater selbst.“ —

Geologische Beobachtungen über Süd-Georgien.

Von Dr. Fritz Heim, Geologen der Deutschen Antarktischen Expedition¹⁾.

Unsere Kenntnis von der Geologie Süd-Georgiens verdanken wir den Arbeiten der deutschen Überwinterungsstation 1882/1883 und der schwedischen Südpolar-Expedition 1902. Die Sammlungen beider sind an

¹⁾ Das Manuskript der Arbeit wurde mir zusammen mit einigen Belegstücken von Herrn Dr. Heim zur Drucklegung übersendet. W. Salomon (Heidelberg).

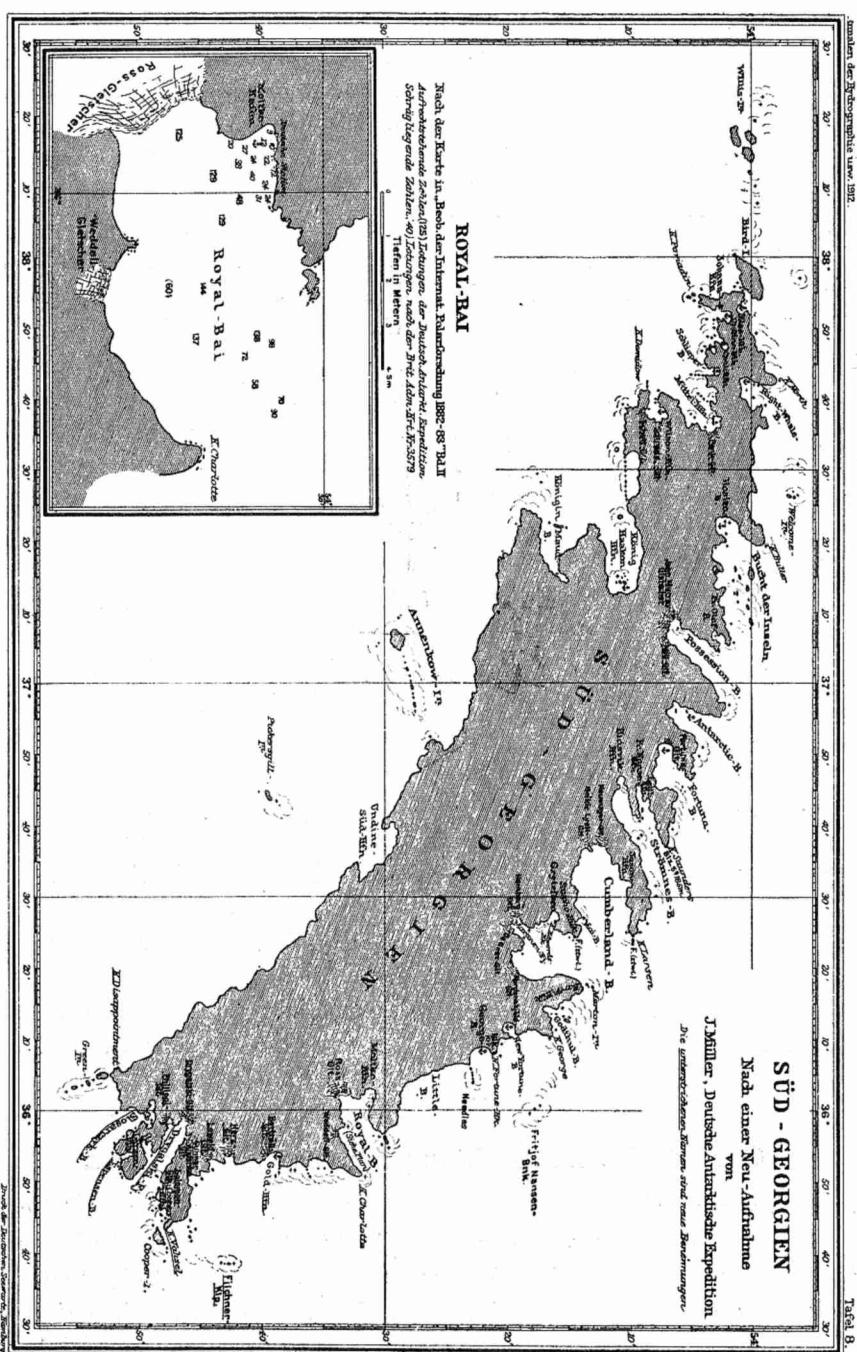


Abbildung. 25 1)

1) Das Cliché ist eine Wiedergabe von J. Müllers Karte in den Annal. d. Hydr. u. Marit. Met. 1912, Taf. 8. Für die freundliche Gestattung der Reproduktion sei hiermit der Schriftleitung der Annalen verbindlichst gedankt. D R.

drei verschiedenen Stellen der Nordküste der Insel zusammengebracht die der Deutschen aus der Royal-Bay, die der Schweden ebenfalls von dort, außerdem aber noch von dem Cumberland-Fjord und der Possession-Bay.

In der Royal-Bay finden sich mit N W-S E Streichen und südlichem Fallen kristalline Gesteine, hauptsächlich phyllitische Schiefer und Tuffe (?) unbekannten Alters. Die schön gefalteten Gesteine der weiter nordwestlich gelegenen Cumberland-Bay sind ebenfalls Schiefer und Tuffe, in welch letzteren Gunnar Andersson den Abdruck einer Muschel fand (Posidonomya), die den Schichten ein jungpaläozoisches oder altmesozoisches Alter zuweist.

Nach unseren Beobachtungen scheint die ganze Nordostküste Süd-Georgiens mit Ausnahme der Royal-Bay und eines Teils der Cumberland-Bay nur aus wechsellarnden, schwarzgrauen bis blaugrauen Schiefern und grünlichen Tuffen aufgebaut zu sein. Im nordwestlichen Teil der Possession-Bay, im Prinz Olaf-Hafen, fand Herr Dr. König ein schlecht erhaltenes Bruchstück eines Ammoniten, den ich seiner Form und der noch erkennbaren Berippung nach für mesozoisch halte. Sollte meine Annahme sich bestätigen, so hätten wir daher das Alter jener ziemlich weit östlich der Cumberland-Bay gelegenen Schiefer und Tuffe ebenfalls als mesozoisch anzusehen¹⁾.

Die Gesteine der Royal-Bay machen einen ganz anderen Eindruck als alle sonst von mir auf der Nordküste gesehenen Gesteine, auch als die in Buchten östlich von der Royal-Bay gesammelten. Leider konnten wir nirgends mehr auch nur die Spur einer Versteinerung entdecken.

Ein klares, tektonisches Bild der Insel können wir uns nach den relativ spärlichen Beobachtungen auch jetzt noch nicht machen. Jedenfalls aber

¹⁾ Bei der schlechten Erhaltung des Fossils, bei dem man aber immerhin starke transversale Berippung mit Knotenbildung und einen kiellosen Externteil feststellen kann, wagte ich ebenfalls keine sichere Bestimmung, bat aber auch Herrn Prof. Pompeckj in Göttingen um eine genauere Untersuchung. Dieser schrieb mir wörtlich das Folgende: „Exakte Bestimmung ist ausgeschlossen. Ich würde das Ding für einen Acanthoceratiden halten, das scheint mir das möglichste. An dem einen Ende sind undeutliche Lobenreste zu sehen. Man könnte danach die Teilung eines Externsattels à la Acanthoceras annehmen und auch entsprechende weitere Sattelbildung. Soviel ich mir auch den Kopf zerbreche, ich kann nichts Sichereres sagen. Ich vermute aber eben Acanthoceratide und Kreide.“ Das Gestein, in dem der Ammonit liegt, ist ein sehr dichter, harter, bei 70 facher Vergrößerung nur zum kleinsten Teile auflösbarer Schiefer, der zahlreiche äußerst kleine Mineralsplitterchen von eckiger Form erkennen lässt. Eine genauere Beschreibung dieses und der anderen Gesteine sowie die genaue Untersuchung und Abbildung des Ammoniten wird Herr Dr. Heim nach seiner Rückkehr liefern.

W. Salomon.

ist Süd-Georgien ein Faltengebirge. Das allgemeine Streichen der Falten dürfte wohl mit der Streichrichtung der Insel zusammenfallen, also N W-S E sein. Die Falten sind nach Nord übergelegt, die Schichtkomplexe, in denen Faltungen nicht zu erkennen waren, fallen meist südlich. Die Erwartung, an der Südküste der Insel vielleicht andere jüngere Gesteine anzutreffen, erfüllte sich nicht. Auch hier zeigt sich die gleiche Einförmigkeit mit einander wechsellarner Tuffe und Schiefer, die alle an den von uns bestuften Stellen eine unverkennbare Ähnlichkeit mit jenen des Olaf-Hafens haben. Allerdings konnten wir an der Südküste östlich vom Haakon-Hafen keine Landung mehr ausführen, und es könnten gerade hier, wo sich das Gebirge zu den höchsten wilden Erhebungen auftürmt, bei andauerndem südlichem Einfallen wohl noch jüngere Gesteinskomplexe vorhanden sein.

Nur einmal an der Südküste fanden sich abweichende Gesteine in einem Bachbett des Northharbours. Ein grobkörniger, rötlicher Granit, ein größerer Block roten quarzitischen Sandsteins und ein roter toniger Sandstein lagen hier dicht beieinander. So sehr verlockend die Annahme ist, daß diese Stücke aus dem Innern herausgeschafft worden seien, muß doch hervorgehoben werden, daß diese drei Stücke dicht bei einander im Strandbereich lagen und weiterhin auch ähnliche nicht gefunden wurden.

Von besonderem Interesse ist die Entdeckung altvulkanischer Gesteine am Südostzipfel der Insel. Von der Novisilski-Bucht um die Südspitze herum bis zum Drygalski-Fjord ragt das Gebirge massiger, unmittelbarer, finsterer als anderswo aus dem Meere zu schroffen Höhen auf. Basische Felsmassen bedingen die plötzliche landschaftliche Änderung. Hoch oben liegen mächtige, hellere Gesteinskomplexe mit den dunkleren in Wechsellagerung, vielleicht gibt die eine oder andere Probe aus dem Moränenmaterial Aufschluß über die Natur auch jener Gesteine. Am Strande des Larsen-Fjords (Larsen-Hafens) fanden sich außerdem vereinzelt Gerölle grobkristallinischen Gesteins von dioritischem Habitus und am Slosarczyk-Fjord bis hoch hinauf überall in den Moränen zahlreiche Blöcke von sauren Gesteinen von granitischem Typus. Könnte man bei ersteren noch an Verfrachtung durch gestrandete Eisberge denken, so ist es bei letzteren außer Zweifel, daß sie aus dem Hinterlande jener Fjorde durch die Gletscher herausgeschafft worden sind. Unsere Zeit erlaubte hier so wenig wie anderwärts auf der Insel ein Vordringen ins Innere; für alpin geschulte, wohl ausgerüstete und über die nötige Zeit verfügende Forscher wäre es durchaus nicht ausgeschlossen.

In welcher Weise und wo diese Gesteine und die Schiefer aneinander grenzen, konnte nicht festgestellt werden. An der Südküste scheint der Gesteinswechsel ziemlich genau an der Novisilski-Bucht einzutreten. An der Südostküste ist der Drygalski-Fjord sicher von alteruptiven Massen

umgeben, wohingegen in der Cooper-Bay bereits quarzitische Schiefer und Tuffe anstehen mit WNW-ESE Streichen bei bald südlichem bald nördlichem Fallen. Es ist wahrscheinlich, daß nach einer dem genannten Streichen entsprechenden Richtung die geologische Grenzlinie zu ziehen ist.

Von verschiedenen Seiten wurde darauf hingewiesen, daß bis jetzt die Gesteinsfunde von Süd-Georgien nicht genügten, um die Zugehörigkeit Süd-Georgiens zum Faltengebirge der Anden und Antarkt-Anden zu beweisen. Auch jetzt wäre es noch gewagt auf die makroskopischen Befunde und die flüchtigen Bestimmungen hin zustimmende Ansichten zu äußern. Doch ist das Vorkommen gefalteter, mesozoischer schwarzer Schiefer, Tuffe und basischer Eruptivgesteine¹⁾ und (wahrscheinlich auch) dazugehöriger Tiefengesteine in Süd-Georgien und Graham-Land, dem geologischen „Spiegelbild“ der patagonischen Cordilleren, auffallend. Die definitive Untersuchung dürfte wohl entscheidende Beiträge zu dieser interessanten Frage des Reiter Arctowski-Bogens liefern. Diesen Ausführungen, die nur den Wert eines vorläufigen Berichtes haben, seien Bemerkungen über einige andere Beobachtungen beigefügt.

In einigen Seemeilen von der Nord- und Südküste konnte eine Art schwellenartiger Erhebung auf dem Schelfe gelotet werden, die an der Nördküste einen parallelen Verlauf mit letzterer zu nehmen scheint. Ob es sich — was ich nicht glaube — um dem allgemeinen Streichen parallele Gebirgszüge handelt, oder ob, worauf Dr. Bar k o w hinwies, wir Teile eines Gürtels von Endmoränen einer früheren Vergletscherung vor uns haben, könnten nur weitere Lotungen und Versuche, mit Zangen oder Dredsch Proben zu erlangen, entscheiden. Die Schwierigkeiten, die mit einer solchen Vorstellung verbunden sind, ließen sich durch die Annahme überwinden, daß ein Vorland um Süd-Georgien ziemlich weit ins Meer hinaus gereicht habe. Dafür spricht außer dem Vorhandensein eines flachen Schelfes an manchen Stellen, wo sich heute noch weit hinaus eine Vorlandvereisung halten könnte, das Vorkommen mancher Inselchen und Riffe und das vielfache Auftreten eines etwa 50—80 m hohen Vorlandes an allen den Stellen, wo keine Fjorde sind. Bei Royal-Bay wurde 1882/83 diesem Vorland der Name Hochplateau gegeben. Gegen das Meer bricht es überall so steil und schroff ab, seine Aufarbeitung durch die Brandung ist durch stehengebliebene Reste (Riffe, Needles, Inseln) so deutlich, daß eine frühere beträchtlichere Ausdehnung gut angenommen werden kann.

¹⁾ Unter den bisher von dem Verfasser übersandten Gesteinsproben befinden sich ein Biotit-führender Aplit aus der Moräne des Drygalski-Fjordes, ein Tuff von Huisvik sowie eine große Anzahl wahrscheinlich auch an der Südostseite der Insel gesammelter Proben von diabas- und melaphyrartigen Gesteinen, ein sehr dichter Schiefer und eigentümliche Quarz-Epidotgesteine. *W. Solomon.*

Daß dieses Hochplateau früher einmal vom Eis eingenommen war, ja, daß die ganze Insel vollkommen vom Eise bedeckt gewesen sein muß, beweisen überall Moränen jeder Art, Gletscherschliffe, Kare, Seen, Berg- und Talformen. Neigt das Schiefergestein auch bei den Temperatur- und Witterungsverhältnissen zu starker mechanischer Aufarbeitung, so sind alle Züge einer glazialen Landschaft doch überall prachtvoll deutlich. Am schönsten wohl zeigen sie sich in dem Gebiet der alten Eruptivmassen an der Südostspitze. Das Gestein ist hier nach Lagerungsform und Charakter viel widerstandsfähiger als sonst auf der Insel; und alle Formen glazialer Bearbeitung sind hier vollständig rein erhalten, insbesondere sind die steilen Wände der Fjorde wie poliert. Bereits G. Andersson hat auf die Großartigkeit der glazialen Erscheinungen hingewiesen und zwei größere Stadien der Vergletscherung, welche Eiszeiten entsprechen, erkannt. Die erstere arbeitete die Fjorde aus, die zweite lieferte Endmoränen, deren typischste in der Cumberland-Bay den Moränen-Fjord absperrt. Wahrscheinlich gehören letzterem Stadium auch die Moränen vieler der unmittelbar über dem Meer liegenden, jetzt gletscherfreien Zirkustäler an.

Zur Fjordfrage dürfte Süd-Georgien bei eingehendem Studium hübsche Beiträge liefern. Bei den verschiedenen Tiefen, die 250 m kaum übersteigen, scheint mir für die Entstehung der Fjorde die Annahme einer Versenkung unter das Meer durchaus nicht notwendig. Die gewaltigen Gletscher, die an jenen Stellen von allen Hängen, Karen und Tälern zusammenkamen, ihre Massen und Kräfte hier konzentrierten, mögen wohl ausgereicht haben, selbst bei demselben Meeresniveau wie heute Fjorde zu schaffen.

Die heutige Vergletscherung Süd-Georgiens ist ganz gewaltig; und bis heute ist wegen der Unwirtlichkeit der Insel noch kein Mensch in die höheren Teile der Sammelgebiete vorgedrungen. Wir dürfen wohl annehmen, daß die Vergletscherung nicht überall dem reinen alpinen Typus entspricht. In den höchsten Massiven der Cumberland-Bay sieht man kaum eine Spur anstehenden Gesteins. Vom Haakon-Fjord aber ostwärts an der Südküste entlang, um die Südspitze herum bis zum Drygalski-Fjord strömt Gletscher um Gletscher zum Meer, ist kein noch so kleines Kar, keine Nische, die nicht ihr Gletscherchen trüge. Doch findet nirgends eine Vereinigung der Gletscher außerhalb der Täler zu einer großen Gletschermasse statt, allerdings vielleicht nur deshalb, weil sie überall gleich zum Meere abbrechen. *und weil sie im Winter eisig*

Der Roß-Gletscher in den Royal-Bay wurde nachgemessen und zwei Gletscher an der Südküste (Wilson-Hafen) von Dr. Barkow photogrammetrisch festgelegt.

Im Gehängeschutt wie in den Moränen konnten vielfach hübsche Fließerscheinungen verschiedener Größenordnung über dem gefrorenen Untergrund beobachtet werden, während Polygonböden nicht gesehen wurden.

Nachrichten von der deutschen Neuguinea-Expedition.

II.

Von Dr. Walter Behrmann sind aus dem Hauptlager bei Malu weitere briefliche, vom 24. April datierte Nachrichten an Geheimrat Penck eingetroffen, denen wir das folgende entnehmen.

„Unserer Expedition kam es bislang sehr zustatten, daß sie mit Hilfe des Hochwassers so weit stromaufwärts kam. Hier am Hauptlager oberhalb Malu, wo wir mitten im Hunstein-Gebirge sitzen, hatte schon jeder der Teilnehmer reiche Arbeitstätigkeit, worüber wir sehr erfreut sein konnten. Denn unterhalb hätten wir auf dem Flußdamm gesessen, an der einen Seite der Fluß, an der anderen die weite überschwemmte Ebene. Hier dagegen sitzen wir auf einem Bergrücken und jeder Schritt höher bringt lehrreiche Aussichten.

So habe ich denn die Aufnahme des Gebirges rund um unser Lager etwa 20—30 km nach allen Seiten vollendet, soweit man überhaupt von vollenden reden darf. Ich habe mit Peiltisch und Routenbuch gearbeitet und den Maßstab 1 : 100 000 zugrunde gelegt. Photogrammetrische und ganz vereinzelte stereophotogrammetrische Aufnahmen können später zur Revision der Karte dienen. Die Bergspitzen sind alle trigonometrisch eingeschnitten, die Höhen, die ich besuchte, durch Siedethermometer festgelegt. Nur eine gute Basis konnte ich bislang nicht gewinnen, ich muß die Aufgabe nachholen, wenn der Sepik noch mehr wie bis jetzt gefallen ist. Alle Nebenflüsse in der näheren Umgebung wurden befahren. Und der Erfolg war für die Gebirgsaufnahme ein günstiger, für die Flußaufnahme dagegen weniger gut. Alle Seitenbäche und Flüsse im Durchbruchsgebiet verlaufen sich bald im Sumpf. Hier verbietet Schilf ein Vordringen mit Booten, viele offene Stellen aber ein Vordringen zu Fuß.

Für die Gebirgsaufnahme war besonders wertvoll ein mehrtagiger Vorstoß nach N, und ein Vorstoß nach SE auf den „Zuckerhut“. Von letzterem Berg aus hatte man eine umfassende Aussicht auf die ganze Sepik-Ebene, das Nord-Gebirge und das Zentral-Gebirge.

Das Hunstein-Gebirge ist nicht ein selbständiges Gebirge, wie es die Karten darstellen. Es sind langgezogene Schieferücken, im N. Tonschiefer, die im S. von (wohl liegenden) Glimmerschiefern abgelöst werden. Die seitgestellten Schiefer haben bei ost-westlichem Streichen ebensolche Rücken ausgebildet. Diese kulminieren in altvulkanischem Gestein, (Andenit (?), Diorit (?), Granitporphyr, letzterer auf dem Zuckerhut), das durch seine Härte

herauspräpariert wurde und so den Schieferrücken als Rückgrat dient. Besonders wo das altvulkanische Gestein sich häuft, verlaufen die Bergrücken unregelmäßiger und sind in der Längserstreckung kürzer. Das Gebirge löst sich weiter nach N. in selbständiger Rücken auf, die mehr auseinander treten. Das so charakterisierte Gebirge erreicht Höhen von 600 m; die einzelnen Züge sind steil und gratförmig. In dieses Gebirge schüttete der Sepik, der heute nicht die weite Ebene im Norden, sondern eine Ebene von etwa 6 km Breite zwischen den Rücken zum Lauf sich ausgesucht hat, seine Aluvionen. Auf einem vornehmlich aus Vegetation bestehenden Damm fließend, hat er seitlich viele Überschwemmungsseen, ungefähr 3 m tiefe, mit Gras bewachsene, darunter aber von Wasser eingenommene Überschwemmungsflächen und endlich Altwasser. Im SE, an einem Talausgang, wurde ein 5—6 m tiefer größerer See gefunden, rings von Schilf umwachsen, das nur an zwei Stellen ein Herankommen an das Bergufer erlaubt. Hier wurde der Vorstoß zum Zuckerhut angesetzt.

Weiter im S. konnte das höhere Gebirge noch nicht bestiegen werden, ich kann hier also nur nach den Aussichten auf das Gebirge urteilen. Das Gebirgsstreichen ist E-W. Der höchste nähere Gipfel, ein schöner, breiter Bergrücken mit kleiner aufgesetzter Spitze, bei unsre Aussicht verschont, wenn er entschleiert ist, liegt etwa 40—50 km im SW; es ist die über 1000 m hohe „Hunsteinspitze“. Ein Charakteristikum aller Bergformen der höheren südlichen Ketten ist die Erscheinung, daß den abgerundeten Formen in den höheren Partien steilere Erhebungen aufgesetzt sind; diese durchgehende Formverschiedenheit kann auch hier auf Gesteinswechsel beruhen, vielleicht auf einem ähnlichen Durchdringen von altvulkanischen Gesteinen und Schiefern, wie in den bestuften Partien.

Im Westen ist der Einblick in das Hinterland durch die hohe Kette der Hunsteinspitze verwehrt. Im Osten sahen wir vom Zuckerhut aus (genau südlich von Tschesbandai, etwa am i von Sergei, im Großen Kolonialatlas) weit nach Süden, Osten und Norden. Im Süden wurde der Horizont von etwa 2000 m hohen, sehr steilen Bergen begrenzt, die einmal aus dem Dunst in voller Pracht heraustraten; davor lagen nur niedrige Ketten. Das am Hunstein-Gebirge scharf sich dem Sepik nähernde, in Ketten sich auflösende Gebirge hört hier auf, die Ketten verschwinden und setzen sich nur in Hügelreihen von höchstens 200 m Höhe fort. Zwischen diese erstreckt sich eine ebensolche bewaldete Sumpfgebene mit Dammgräben und mit seitlichen Überschwemmungsflächen, wie am Sepik, ja sie geht ohne Grenze in diese über. Es setzt sich also die weite Sumpfgebene am Sepik, aus der nur wenige scharfe altvulkanische Gipfel (südlich Tschesbandai bis Kororan) herausragen, um diese Gipfel (teilweise als Wasserfläche) fort und dringt in die im Osten am 143.° östl. Länge von Gr. endenden

Schieferketten hinein. Falls noch Nebenflüsse gefunden werden, so müssen sie weit schiffbar sein; wenn nicht wieder das zu träge Wasser durch Vegetation verbaut ist. Im Norden von Tschesbandai dehnt sich wieder, noch 30 km weit die Ebene mit dem geschilderten Charakter. Das dahinter aufsteigende nicht sehr hohe Gebirge ist von mir an verschiedenen Punkten angepeilt, so daß ich hoffe die Lage der flachen Gipfel bestimmen zu können. Im Westen von Tschesbandai führt die Ebene um die 3 Tonschieferketten herum, auf deren einer unser Lager liegt und vereinigt sich mit der weiten Sumpfebene, die wir besuchten. Hinter dem Uferwald dehnt sich eine weite Sumpfgrasfläche mit über 3 m Wasser bei Hochstand des Sepik.

In Anbetracht dieser ausgedehnten Sumpflandschaft ist eine reelle Abflußbestimmung für das Stromgebiet bei Hochwasser wohl kaum ausführbar; ich hoffe bei niedrigerem Wasser bessere Erfolge zu haben. Mein Pegel schwankte bislang zwischen 2,72 cm und 1,30 m. Wir freuen uns endlich fallendes Wasser zu haben, denn bei dem Hochwasser wäre ein kleines Lager höher am Flusse undenkbar gewesen. So hoffen wir in den nächsten Tagen nicht immer in Booten schlafen zu müssen.

Auf allen Wanderungen konnten wir aber zu unserer Freude feststellen, daß das Waldgebirge gut besiedelt ist und zwar von freundlichen Leuten, die noch völlig im Steinzeitalter leben und den Wert des Metalls durchaus nicht kennen.

Im Norden des Sepiks trafen wir Männer und Weiber ohne Kleidung, ohne ihr Dorf zu finden. Im Süden, im Innern, besuchten wir zwei Dörfer mit prächtigen Häusern, erfuhren auch die Namen einer ganzen Anzahl von Orten, die teilweise von weitem auch gesehen wurden. In der ganzen weiten Ebene sieht man an verschiedenen Stellen Rauch aufsteigen, so daß die Fabel, als sei das Gebiet nur am Fluß bewohnt, wohl zerstört ist.“

VORGÄNGE AUF GEOGRAPHISCHEM GEBIET.

Asien.

Der gegenwärtige Stand des Bagdadbahnbau's.¹⁾

Der Bau der Bagdadbahn, der nach Fertigstellung der Strecke Konia—Eregli—Bulgurbu (1904) vorübergehend stillstand, ist seit 1909 wieder aufgenommen und befindet sich zurzeit bis Helif in vollem Gang, von da bis Bagdad in Vorbereitung. Von Ulukischla (km 238 ab Konia), wo gegenwärtig der regelmäßige Bahnbetrieb endet, soll er noch 1912 bis

¹⁾ Hierzu eine Skizze. Alle angegebenen Orte finden sich auf der Kiepert'schen Karte von Kleinasien 1:400 000, Blätter Konia, Adana, Haleb, neueste Auflage, wo auch die Führung der Bahn im wesentlichen richtig eingezeichnet ist.

Bosanti (km 281) oder Polemedik (km 293) fortgeführt werden. Jenseits des Taurus (türk. Bulgar Dag), in der Zilizischen Ebene, ist Ende April 1912 der Betrieb von Dorak (km 328) über Jenidsche (km 346, Station der Mersina—Adana-Bahn)—Adana (km 369)—Osmanje (km 459) bis Mamure (km 469, früher Djermen—Odschak genannt) eröffnet worden. Jenseits des Amanus (türk. Gjaur Dag) ist die Strecke von Katma (etwa km 590) über Muslimije bis Aleppo (etwa km 650) fast betriebsfertig, ebenso von Aleppo über Muslimije etwa 60 km nach Nordosten, Richtung Euphrat—Helif—Bagdad. Von Aleppo aus, unter Heranführung des Baugeräts auf der französischen Bahn über Tripolis—Homs, schreitet der Bahnbau nach beiden Seiten, dem Amanus und dem Euphrat zu, rüstig fort. Die Strecke Helif (etwa km 1000) —Bagdad (etwa km 1650) wird von Bagdad aus gebaut.

Abbild. 26.



Die Bauarbeiten an der Bagdadbahn.

unter Heranführung der Baustoffe auf dem Tigris. Der Bau der Bahn zwischen Mustafa Be (km 443) und Alexandrette, etwa 60 km lang, und der Ausbau dieses Hafens hat soeben (Juni 1912) begonnen.

Die größten Schwierigkeiten stellen sich dem Bahnbau entgegen auf der Taurus-Strecke Bosanti—Dorak, rund 50 km, und, ebenfalls rund 50 km, im Amanus von Mamure über Bagtsche durch den Göidsche-Dag bis Islahije. Östlich Aleppo wird an großen Kunstdauten nur die Euphrat-Brücke nötig, mit deren Bau demnächst angefangen wird.

Nachdem die Bahn von Konia (1028 m Meereshöhe) bis zur Senke zwischen Taurus und den Ausläufern des Antitaurus angestiegen ist und hier, dicht westlich Ulukischla, ihren höchsten Punkt, 1467 m, erreicht hat, überwindet sie in fast stetiger Neigung (höchstens 25 : 1000) im Tale des Tschakit den Steilabfall des Taurus zur Zilizischen Ebene und umgeht hierbei, ostwärts ausbiegend, die Zilizische Pforte, über welche die alte Völkerstraße von Bosanti südwärts nach Tarsus führt. Bei Pelemedik, 12 km südöstlich Bosanti, wird das Tschakit-Tal, das schon vorher selten

über 300 m breit war, zur Schlucht. Noch bietet es auf etwa 3 km wenigstens dem Weg Raum neben dem 10—20 m breiten Wasserlauf, dann stürzt dieser in Wasserfällen abwärts in einer wilden Schlucht, die vor den Ingenieuren der Bagdadbahn kaum ein menschlicher Fuß betreten hat. Fast 1000 m fallen die ungangbaren Felswände, hunderte von Metern ganz senkrecht, zum Tschakit ab, der sich in der Tiefe (Meereshöhe kaum 400 m) unterhalb Kuschdschular sein Bett durch die Kreidefelsen gegraben hat. Weiterhin fließt der Fluß auf etwa 500 m unterirdisch, ein Felsensturz hat die Schlucht ausgefüllt (Jer Köpri, d. i. Felsenbrücke), und durchbricht dann, östlich Hadschkiri, in einer 400 m tiefen Scharte mit fast senkrechten Wänden das Randgebirge. Die Bahn vermeidet die Krümmungen und Steilwände der Tschakit-Schlucht, sie gleitet von Polemedik (Meereshöhe 690 m) bis Hadschkiri (590 m) über 8 km fast ständig im Tunnel abwärts. Dieser wird etwa 3 km vom Eingang bis auf 10 m der Erdoberfläche nahe kommen, so daß durch einen Seitenstollen ein Zugang möglich ist, und 2 km vor Hadschkiri tritt die Bahn auf kurze Zeit ans Tageslicht, Seitenschluchten des Tschakit mit zwei Viadukten überspannend. Auf diese Weise kann der Tunnel gleichzeitig von sechs Stellen in Angriff genommen werden. Um zu den Zugängen zu gelangen, mußte mit ungeheuren Schwierigkeiten ein Dienstweg von Bosanti bis Dorak angelegt werden, der sich in der Hauptsache den Hängen der Tschakit-Schlucht anschmiegt, oft auf lange Strecken in die senkrechten Felswände eingesprengt. Der Dienstweg ist von Norden her fahrbar bis zum Eingang des Seitenstollens, steigt dann als Saumpfad nach dem 300 m über der Bahnlinie prächtig gelegenen Kuschdschular empor und ist von hier über Hadschkiri nach Dorak wieder Fahrstraße.

Geringer wie beim Taurus sind die Schwierigkeiten beim Amanus. Immerhin mußte hier eine 30 km lange Schmalspurbahn hoch über der eigentlichen Bahn gebaut werden, um diese aus der Zilizischen Ebene (Station Mamure, km 469, Meereshöhe 125 m) nach Bagtsche (km 494, 537 m) emporzuführen und bald darauf folgt, zwischen km 502 und 508 in 708—714 m Höhe, der fast 5 km lange Amanus-Tunnel durch den Göidsche-Dag, der längste Tunnel der ganzen Bagdadbahn. Von seiner Fertigstellung, die 1915 zu erhoffen ist, wird voraussichtlich die Inbetriebnahme der ganzen Bahn bis Bagdad abhängen. Landschaftlich erinnert die Gegend um Bagtsche an das Allgäu, das Kara-Su-Tal bei Karababa, dessen Osthang die Bahn sich anschmiegt, an das Inn-Tal zwischen Innsbruck und Kufstein.

Das Tschakit-Tal, besonders der Weg von Bosanti (Tagesausflug nach der Zilizischen Pforte) über Kuschdschular nach Hadschkiri, etwa 25 km, zu Fuß oder zu Pferd, größtenteils auch zu Wagen bequem in einem Tag zu machen, wird gewiß nach Fertigstellung der Bahn das Ziel vieler Reisender sein. Sie werden hier eine großartige Natur finden, von einer Eigenart, wie sie die Alpen nirgends aufweisen, und daneben wieder im ersten Teil Stellen von ungewöhnlicher Lieblichkeit infolge der verschiedenartigen Laubbaumgruppen längs des rauschenden Tschakit. Für Geologen und Botaniker, ebenso für Steinbockjäger, bildet der Taurus bekanntlich schon lange ein lohnendes Reiseziel.

Major Kübel.

Die Vorexpedition der Kgl. dänischen geographischen Gesellschaft nach Arabien ist soeben beendet. Ihr Leiter, Barclay Raunkjaer, fuhr im Herbst 1911 mit der anatolischen Bahn und auf der fertig gebauten Strecke der Bagdad-Bahn durch Klein-Asien nach Ulu Kyschla. Von hier aus ging es mit Wagen, Bahn oder Schiff über die ciliischen Pässe nach dem Taurus und über Mersina nach Alexandrette. Haleb und die Umgegend von Bagdad, Basra, Zobeir und Koweit waren die nächsten Ziele. In Koweit verbrachte Raunkjaer 26 Tage als Gast des Scheik Mobarek. Anfangs wurde der Forscher von ihm mit dem größten Mißtrauen behandelt, aber nachdem Mobarek, namentlich durch das Eingreifen des englischen politischen Agenten, Captain Shakespeare, eingesehen hatte, daß Raunkjaer in politischer Beziehung ganz neutral war, wurde das gegenseitige Verhältnis nach und nach freundlicher, so daß eine Reise nach Hofuf über Bereideh und Riad durch Inner-Arabien erwirkt werden konnte. Am 24. Februar wurde Koweit im Anschluß an eine Kaufmannskarawane, die nach Nedjd zu reisen beabsichtigte, verlassen. Da der Emir von Haid um diese Zeit mit den Stämmen in der Hadjaro-Wüste Krieg führte, wurde es für zu unsicher gehalten den ursprünglich geplanten Weg längs Wadi Rummah zu gehen; statt seiner wurde der Weg über den Brunnen Safah nach Zilji gewählt. Nach neunzehntägiger Reise durch Gebiete von lehmigen Steppen, öden Sandsteinplateaus und Flugsandfeldern wurde Zilji erreicht, zwei Tage später Bereideh.

Durch große Schwierigkeiten, die der dortige Emir dem Forscher entgegenstellte (Aushungern, Beraubung von Instrumenten usw.), wurde die Weiterreise nach Aneizah verhindert und Raunkjaer genötigt, von Bereidah nach Riad Palgraves Route via Zilji und Medmaa zu folgen. Von Ghat ging der Weg hauptsächlich über niedrige Sandsteinplateaus, welche mit dem Namen Tuwerk bezeichnet werden. Nach einem kurzen Aufenthalt in Riad reiste Raunkjaer in Begleitung einer Karawane weiter. Es war eine außerordentlich unbehagliche und feindlich gesonnene Reisegesellschaft, und da die Karawane keine Handelsware mit sich führte, so reiste man noch nachlässiger als sonst. Nach zehntägigem Marsche über eine Route, die mittwegen zwischen Palgrave's und Pelly's liegt, kam der Forscher am 8. April in Hofuf an, von wo nach kurzem Aufenthalt beim Kommandanten Abbas Hilmi Bey die Reise nach Adjer weiter ging. Von dem letztgenannten Ort wurde dann die Rückfahrt nach Kopenhagen angetreten.

An geographischen Arbeiten wurden auf der Strecke zwischen Basra und Adjer mit Hilfe der Marschzeit und eines Diopterkompasses Routenaufnahmen gemacht. Die Anwendung weiterer Instrumente war infolge der Feindseligkeit der Bevölkerung unmöglich. Selbst der Kompaß verursachte viele Schwierigkeiten, aber Raunkjaer führte doch auf der ganzen Reise durch, alle 15 Minuten Ablesungen an ihm vorzunehmen. Neben den topographischen Arbeiten wurden Studien über die politischen Zustände, die Handelsverhältnisse, die Bevölkerungsverschiebungen und die Nomadenwanderungen ausgeführt. Dagegen konnten keine botanischen Sammlungen mitgebracht werden, obgleich die Expedition eigens dafür ausgerüstet war. Das Mißtrauen und der Fanatismus der Bevölkerung

legten nach dieser Richtung hin unüberwindbare Hindernisse in den Weg. Gleichfalls war das Photographieren mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden, doch ist es gelückt, eine Anzahl von Aufnahmen und Zeichnungen von Inner- und Ost-Arabien heimzubringen. Endlich konnte die beabsichtigte geographische Rekognoszierung ausgeführt werden, die als Grundlage für spätere Expeditionen in Arabien seitens der dänischen geographischen Gesellschaft gelten kann. *Sp.*

Amerika.

Geologische Landesaufnahme in Argentinien.

Argentinien beginnt endlich auch in Deutschland in den Vordergrund des Interesses zu treten; der riesige wirtschaftliche Aufschwung dieses Landes, seine schon Achtung gebietende Stellung auf dem Weltmarkt mit den Erzeugnissen seiner Landwirtschaft, die rapide Entwicklung seines Verkehrswesens, der intensive Schifffahrtsbetrieb zwischen Europa und dem La Plata lenken die allgemeine Aufmerksamkeit dorthin.

Auch die geographische Literatur über Argentinien ist bereits ansehnlich, aber wohl fast alle Werke stammen von europäischen Forschern her, die das Land bereisten, so daß es den Anschein hat, als ob Argentinien selbst zur wissenschaftlichen Erforschung seines großen Staatsgebietes nichts beitrüge. Es dürfte in der Tat auch in Geographenkreisen nur wenig bekannt sein, daß seit einer Reihe von Jahren eine staatliche geologische Landesaufnahme in Argentinien nicht nur existiert, sondern auch systematisch arbeitet, um zunächst die geologische Übersichtskarte in 1 : 100000 zu schaffen. Daß man von diesen Arbeiten so wenig hört, liegt zum großen Teil daran, daß die offiziellen Veröffentlichungen nicht mit dem Fortgang der Forschungen und Aufnahmen Schritt halten und daß bisher erst eine geringe Anzahl von diesbezüglichen Arbeiten in deutschen Fachzeitschriften erschienen ist. Der somit erklärbare Mangel an Nachrichten, der über diese wissenschaftliche Tätigkeit in Argentinien im allgemeinen herrscht, ist für die deutschen Fachkreise um so bedauerlicher, als es fast ausschließlich deutsche Geologen sind, die ihre Kräfte in den Dienst des argentinischen Staates gestellt haben, und die als argentinische Beamte in ihrem Wirkungskreis ein bedeutsames Zentrum deutscher Arbeit bilden, wo deutsche wissenschaftlich-methodische Schulung manch schönen Erfolg errungen hat und noch erringen wird.

Es scheint mir daher angebracht, im folgenden einen Bericht zu geben über die Organisation und hauptsächlichsten Arbeiten der geologischen Landesaufnahme; das Material hat mir der Leiter derselben, Herr Dr. Hans Keidel, freundlichst zur Verfügung gestellt.

Die staatliche geologische Aufnahme Argentiniens untersteht dem Landwirtschaftsministerium und bildet eine Sektion der Generaldirektion für Minenwesen, Geologie und Hydrologie. Diese, ursprünglich eine Kommission für die Aufsuchung und Aufschließung von Wasser, Petroleum und Kohle, hat sich unter ihrem jetzigen Direktor, Hermitte, in den letzten 8 Jahren zu ihrem heutigen umfassenden Betriebe entwickelt.

Der Leiter der geologischen Abteilung dieser Generaldirektion ist der Chef der geologischen Landesaufnahme. Er verfügt zurzeit über eine

wissenschaftlichen Beamtenstab von 12 Geologen und einem Chemiker, darunter befinden sich 9 Deutschen¹⁾; auch die in diesem Jahre neu gegründete Abteilung für topographische Aufnahmen untersteht einem Deutschen. Die Schaffung dieser Abteilung war eine Notwendigkeit, da bisher der Mangel an geeigneten topographischen Karten ein großes Hindernis für die geologischen Aufnahmen bildete, so daß vielfach, besonders im andinen Gebiete, noch kein anderes Mittel zu Gebote steht, als die Itineraraufnahme, wo es sich nicht um die Teile handelt, die durch die Grenzkommissionen aufgenommen wurden. Die Katasterpläne der Provinzialregierungen¹⁾ sind im allgemeinen so wenig zuverlässig, daß bis heute noch die vor 20 Jahren erschienene Karte der nordwestlichen und inneren Teile Argentiniens von Brackebusch die beste allgemeine topographische Darstellung ist.

Wenn man sich aber die ungeheure Ausdehnung Argentiniens — beinahe 6mal dem Deutschen Reiche gleichkommend — vor Augen hält, so ist bei der Kürze der Zeit, die seit seiner Entwicklung zum Kulturstaat erst vergangen ist, der Mangel an gutem Kartenmaterial nicht verwunderlich; desto höher sind die bisher von den Geologen der Landesaufnahme erzielten Resultate anzuschlagen. Jeder noch so kleine Beitrag hat hier zur Voraussetzung Arbeiten im Felde unter erschwerenden Bedingungen.

Natürlich interessierte zunächst das Cordillerengebiet. Hier gab es schon einige Aufnahmen, die als kartographische Vorarbeiten gelten können: Brackebusch hatte in dem nördlichen Andenabschnitt vorgearbeitet, Nordenskjöld Feuerland, Hauthal und Quensel die patagonische Cordillere dargestellt. Es ergab sich also als nächstliegendes Arbeitsgebiet die Untersuchung des fehlenden mittleren Andenstückes, besonders zur Ergänzung des Bildes der Schichtenfolge, deren marine mesozoischen Glieder bisher noch sehr wenig bekannt waren. Gleichzeitig erbrachten weitere Untersuchungen im nördlichen Andengebiete den Beweis, daß auch dort noch ein bedeutendes Arbeitsfeld liegt, da die älteren Darstellungen manche Verhältnisse übersehen oder irrig aufgefaßt hatten. Dazu kam nun die unerwartete Erbohrung von Petroleum bei Comodore Rivadavia an der atlantischen Küste ($45^{\circ} 40' s. Br.$), wodurch die Aufmerksamkeit auf Patagonien, und die Aufschließung von heißem artesischem Wasser bei Bahia Blanca, wodurch sie auf den Süden der Provinz Buenos Aires gelenkt wurde. Durch die bedeutende Vermehrung des Personals — bis 1910 arbeiteten in der geologischen Abteilung nur 3 Geologen — ist es heute möglich, neben den praktischen Zielen (systematische Aufschließung des Wassers in den ariden Teilen des Landes) auch überall dort zu arbeiten, wo, nach den bis-

¹⁾ Im vorigen Jahre hat auch die nordamerikanische Geologie in Argentinien sich zu betätigen begonnen in Gestalt einer unter Baily Willis Leitung stehenden Kommission aus Geologen und Topographen, die für das Ministerium der öffentlichen Arbeiten die im Bau begriffenen oder projektierten patagonischen Eisenbahnlinien aufnimmt und untersucht.

²⁾ Nur die Provinz Buenos-Aires macht eine rühmliche Ausnahme, sie ist die einzige, die ein den modernen Anforderungen entsprechendes Kartenmaterial ausführen läßt durch die in La Plata bestehende amtliche Aufnahme der „Mapa topográfico-geológico de la Provincia de Buenos-Aires.“

herigen Erfahrungen, die Aufdeckung wichtiger Beziehungen wahrscheinlich ist.

Stellen wir nun eine Übersicht über die bisher geleistete Arbeit der geologischen Landesaufnahme auf, so ergibt sich folgendes Bild:

1. Bis 1910 wurden von dem geringen Personal untersucht: die in der Provinz La Rioja liegenden Teile der pampinen Sierren, die sogenannte Vorkordillere in den Provinzen San Juan und Mendoza, Teile der Hochkordillere in denselben Provinzen und im Territorium Neuquen; daneben wurde noch eine Reihe von praktischen Arbeiten ausgeführt.

2. Seit der Vergrößerung der Abteilung haben auch die Aufnahmen in Patagonien, in den Sierren im Süden der Provinz Buenos Aires und in dem Territorium Pampa Central begonnen, sowie neue wichtige Untersuchungen in dem nördlichen Andenabschnitt eingesetzt. Mit dem Wachsen der Abteilung an Personal und Mitteln haben sich auch die Ziele erweitert; während es sich ursprünglich vor allem um den Entwurf und die Fertigstellung der erwähnten Übersichtskarte handelte, stehen heute, wo die systematische Aufschließung des Wassers eine der hauptsächlichsten Aufgaben ist, die jungen tertiären und quartären Aufschüttungen, die in großer Mächtigkeit zwischen den Gebirgszügen des trockenen Westens liegen und den Untergrund der Pampa bilden, im Vordergrund des Interesses, ohne daß dabei aber die stratigraphischen, tektonischen und petrographischen Arbeiten zu kurz kämen.

Die Aufnahmen für die Übersichtskarte sind abgeschlossen in den Vorkordilleren von San Juan und Mendoza und in den pampinen Sierren der Provinzen La Rioja und San Luis; sie werden weiter ausgeführt in der Hochkordillere auf der ganzen östlichen Abdachung zwischen dem Rio Diamante im Norden und dem Rio Neuquen im Süden und in den pampinen Sierren der Provinz Catamarca bis an den Abfall der Puna de Atacama und nach den Gebirgszügen der Provinz Tucuman hin. Auch einige Einzeluntersuchungen sind abgeschlossen, wie die Aufnahmen in der Umgebung des Aconcagua, die Untersuchung eines Teiles von Chubut, zwischen der atlantischen Küste und dem See Musters, die genaue Aufnahme eines Teiles der Sierra de la Ventana in der Provinz Buenos Aires. Ein beträchtlicher Teil der Mittel ist in den ersten Jahren für die Untersuchung von Lagerstätten, auf Vorarbeiten für Talsperren, für Wasseraufschließung und die Überwachung von Bohrungen verwendet worden.

Von den Arbeiten mit vorwiegend praktischen Zielen sind zu erwähnen: die Untersuchung der rhätischen Kohlevorkommen nördlich der Stadt Mendoza, die hydrogeologischen Aufnahmen, die in den Hauptzügen für große Teile der Pampa Central und in einem Teile des Gebirgsfußes auf beiden Seiten des Rio de Mendoza abgeschlossen sind und die gegenwärtig weiter fortgesetzt werden in den pampinen Sierren von Catamarca und in den Gebirgen der Provinzen Salta und Jujuy; schließlich wird natürlich fortgearbeitet an der Untersuchung der Erdöllager am Fuße der Vorkordillere in den beiden letzterwähnten Provinzen und in Patagonien.

Für die Veröffentlichung der Ergebnisse dieser mannigfachen, oft für das Land so wichtigen Arbeiten steht der Landesaufnahme aber leider kein eigenes Organ zur Verfügung, sondern die Arbeiten werden mit in den

Jahresberichten des Landwirtschaftsministeriums, Sektion Geologie, Mineralogie und Minenwesen abgedruckt. Leider geschieht dies aber durchaus nicht pünktlich, sondern es sind Verzögerungen, die sogar Jahre erreichen können, nicht allzu selten, außerdem lassen Druck und besonders die graphische Aussattung an Illustrationen und Karten sehr viel zu wünschen übrig. Es besteht aber die Hoffnung, daß über kurz oder lang die Generaldirektion für Minenwesen, Geologie und Hydrologie — entsprechend ihrer bedeutenden Stellung innerhalb des administrativen Rahmens des Ministeriums — auch ein eigenes Organ haben wird, so daß dann auch die Frage der Veröffentlichungen eine bessere Lösung als heutzutage finden wird. Möge dieses Organ die deutsche geologische Arbeit in Argentinien recht bekannt machen!

Franz Kühn.

Afrika.

Leo Frobenius ist mit reichen Sammlungen von der „Deutschen Inner-Afrikanischen Forschungs-Expedition“ zurückgekehrt, womit, nach brieflicher Mitteilung von Seiten des Forschungsreisenden, die dritte Reiseperiode dieses großen Unternehmens zu einem gewissen Abschluß gelangt, so daß es jetzt möglich ist, die Lösungen der Hauptaufgaben, die der Expedition gestellt waren, zu überblicken. Hauptsächlich galt es, folgende Punkte aufzuklären:

1. Ob gewisse, äußerlich primitive Kulturformen dem Ursprunge nach zusammengehören. 2. Ob die prähistorische Forschung durch Auffindung datierbarer Funde bis zu einer Eingliederung in einen erkennbaren Zweig der Weltgeschichte fortgeführt werden kann. 3. Ob gewisse, bei den westlichen zentralen Völkern des Sudan erhaltene Traditionen über geschichtlichen Zusammenhang eine Anknüpfung im historischen Sinne erfahren können. 4. Ob die auf ethnologischer Basis gewonnene Hypothese von einer hervorragend hohen und alten Kultur im westafrikanischen Kulturreise durch Tatsachenmaterial gestützt werden kann.

Als die von Timbuktu kommende Expedition 1909 in Togo arbeitete, wurde die Tätigkeit der jetzt abgeschlossenen 3. Reise-Periode in der Weise angebahnt, daß gut geschulte Leute durch Dahome nach Süd-Nigerien zu Erkundungen gesandt wurden. Während die Leitung selbst, im Anfang des Jahres 1910, vom Südabhang des Atlas, vom Zap und von Kairuan aus Verbindungslien nach dem zentralen Sudan anknüpfte, die später aber in den Haussaländern aufgenommen wurden, arbeitete das schwarze Personal in den westlichen Küstenländern so geschickt, daß beim Eintreffen der Leitung im Oktober gleichen Jahres gewisse Zentralpunkte alter Kultur schon festgelegt waren und von Lagos aus aufgesucht werden konnten. Die schon vor fast 20 Jahren ausgesprochene Überzeugung fand sich bestätigt. Bei den Grabungen konnten in einer Tiefe von 2—8 m die Ruinen eines Palastes, Glasguß-Werkstätten und künstlerisch sehr bedeutungsvolle Terrakotten, alte Skulpturen und Bronzen von bisher unbekanntem Typus ans Licht gefördert werden.

Die ersten Monate des Jahres 1911 wurden der Lösung der Aufgabe gewidmet, die kulturgechichtliche Stellung gewisser vorislamitischer Staatenbildungen aufzuklären, deren Bestehen schon 1908 im Mandingo-gebiete festgestellt und im Mossilande aufgefunden waren. Es trat im

Nupelande, sowie bei Bussa und bei den Dakarekare eine geschichtliche Abhängigkeit von dem altchristlichen Nubareiche zutage, deren Wechselwirkungen in den Zeiträumen von 631—643 nach Chr. ausschlaggebende Kraft erobert hatten.

Für den Rest des Jahres wurde dann das Land zwischen der Hauptstadt des heute zersplitterten Reiches Kororofa und Bornu beim Durchmarsche im Benuetal und dem nördlichen Kamerun auf seine kulturogeschichtliche Stellung hin untersucht. Hierbei wurde die feste Angliederung der hier heimischen archaistischen Typen an die Bobo-, Togo- und Senegal-Bergspitzen-Bewohner einerseits, an die Splitterstämme des Schari und der westlichen Nilvölker andererseits aufgedeckt. Während nunmehr unter der stellvertretenden Leitung des Herrn Martius die westafrikanische Abteilung noch einmal nach Westen und Nordwesten zurückkehrte, um hier die vorgeschichtliche und geschichtliche Beziehung zu den Kulturen der Sahara klarer zu stellen, und während Herr Arriens nach Europa zurückkehrte, um hier die Geschäfte in die Hand zu nehmen, wurde seitens einer dritten, neuorganisierten Abteilung vom Roten Meer aus ein Vorstoß nach Kordofan und dem blauen Nil unternommen, welcher die Aufgabe hatte, die Beziehungen zwischen den Nuba- und den Nil-Kulturen aufzusuchen und auf dem Rückwege durch Ägypten neue Aufklärungsarbeiten zu organisieren.

Im Mai d. J. wurden die Hauptorgane der Leitung in Berlin wieder vereinigt; einige abschließende Arbeiten werden zurzeit noch in der Provinz Kontangora ausgeführt, doch sind auch in mehreren anderen Gegenden des Sudan noch kräftige Arbeitsstränge angelegt.

Sp.

Das Abessinische Studien-Syndikat versendet einen Bericht über die Ergebnisse ihrer 1911 nach Abessinien gesandten Erkundungsexpedition, der zur Kenntnis des Verkehrs, der Produktion und des Handelsumsatzes dieses Gebiets neues Material beibringt. Von der in Djibuti mündenden französischen Eisenbahn waren Ende 1911 bereits 30 km über Dire-Daua (309 km) hinaus dem Vollbetrieb übergeben, weitere 100 km im Bau, und die Unterbauten sind bereits bis zum Hauasch fertiggestellt. Djibuti wird monatlich von nicht weniger als 10 verschiedenen Linien sowohl auf der Aus- wie auf der Heimreise angelauft, außerdem besteht ein wöchentlicher Anschluß nach Aden durch die französische Gesellschaft Afrique-Orientale. Die Post wird recht gelobt, Briefe von Dire-Daua nach Adis Abeba brauchen 5—6 Tage, von Berlin aus 17—20 Tage. Telephon ist vielfach vorhanden, sowie eine italienische und eine Kaiserlich abessinische Telegraphenlinie. Außer der Bahn benutzt der Handel die alten Karawanenstraßen nach Zeila, Tadjura, Assab, Asmara-Massaua und die neue Route über den Westrand des Hochlands zum Sobat hinab nach Gambela, von da Wasserweg nach Khartum. Eine statistische Aufnahme der Handelsbewegung fehlt, für den weitaus wichtigsten Weg über die Bahn teilt der Bericht ausführliche Angaben nach den Ermittlungen des französischen Konsulats in Dire-Daua mit (meist für den Zeitraum 1904—1909). Die wichtigsten Produktionsgebiete sind für Kautschuk namentlich die Umgebung der Hauptstadt selbst, für Wachs Schoa und Kaffa (beste Qualitäten),

für Kaffee teils die Provinz Harrar, teils die im Westen und Südwesten liegenden Landschaften Kaffa, Guma und Djimma, sowie Wollega. Aus Harrar stammt übrigens ein großer Teil des als Mokka verkauften Kaffees.

B. Struck.

Südsee.

Dr. E. Frizzi in München ist von einer hauptsächlich zu ethnographischen Zwecken unternommenen Forschungsreise in die Südsüe zurückgekehrt. Er weilte über ein halbes Jahr auf Bougainville und Kuka, die gänzlich bereist wurden, namentlich auch die wegen ihrer schroffen Küsten spärlich besiedelten Teile im Westen von Bougainville. Die Bevölkerung war im Süden papuanisch, im Norden melanesisch; auch polynesische Einflüsse machten sich bemerkbar. Nur die Küstenbevölkerung kommt mit Europäern in Berührung, die Inlandstämme sind noch so gut wie unbekannt. Von ihnen wurden die Oiai und Kongarastämme zum erstenmal durch Frizzi von einem Weißen besucht; bei einigermaßen vorsichtigem Vorgehen war mit ihnen gut auszukommen. Außerdem hat Frizzi noch vier Wochen auf Neu-Pommern, von wo 300 Schädel und mehrere Skelette heimgebracht wurden, verweilt. Sp.

Polargebiete.

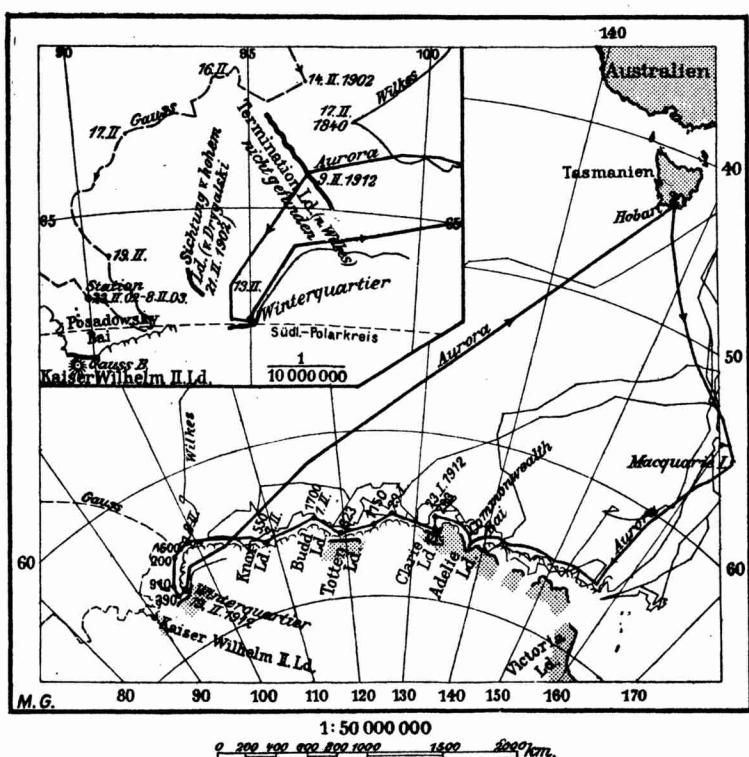
Über die australische antarktische Expedition bringt das „Geographical Journal“ (Maiheft 1912) eine Reihe von Nachrichten, die von dem Leiter des Unternehmens, Dr. Mawson, und von Davis, dem Kapitän des Expeditionsschiffes „Aurora“, herrühren. Die Route, die nach den vorliegenden Daten auf der beigegebenen Karte von Dr. Groll konstruiert ist, verlief folgendermaßen: Das Schiff verließ am 2. Dezember 1911 Hobart, landete am 11. Dezember auf der Macquarie-Insel, um am Weihnachtsabend von dieser weiterzusegeln. In $64^{\circ} 15'$ wurde das erste Eis angetroffen, das bald so dicht wurde, daß durchgehends ein westlicher Kurs gehalten werden mußte. Erst bei einer größeren Bucht, die man im Westen von Adelie-Land fand und Commonwealth-Bay benannte, konnte man ein kleines Stück nach Süden vorstoßen, so daß ein Teil der Expeditionsmitglieder unter Mawson sich diesen Platz zur Überwinterung aussuchte. Dann blieb der Kurs im großen und ganzen westlich. Erst am 8. Februar vermochte man wieder weiter südwärts zu gelangen, und zwar bis $66^{\circ} 18'$. Dieser Punkt, an dem sich kein Barriereneis, sondern ein echter Gletscher befand, wurde zum Winterquartier des zweiten Teils der Expedition unter Leitung von Wild gewählt. Nachdem so die ganze Expedition ausgeschifft war, kehrte die „Aurora“ am 11. März nach Hobart zurück.

Von den bisherigen wissenschaftlichen Ergebnissen, soweit sie bei läufig in dem vorliegenden Bericht genannt werden, ist das wichtigste die genauere Festlegung des Randes von Antarktis in dem aufgesuchten Gebiet.

Sehr beachtenswert ist ferner, daß Wilkes' Termination-land nicht gefunden wurde und damit die Ergebnisse der Gauss-Expedition bestätigt werden. Da über diesen Gegenstand nicht nur in der Tagespresse, sondern in ersten Fachblättern wie „The Scottish Geographical Magazine“ (W. Bruce, The Australasian Antarctic Expedition 1911, Jg. 1912, S. 314), und in Peter-

manns geographischen Mitteilungen (Juniheft 1912, S. 324) anderweitige Ansichten neuerlich niedergelegt sind, die dahingehen, daß Terminationland trotz der gegenteiligen Beobachtungen der „Gauss“ nun doch nachgewiesen ist, sei bei der Wichtigkeit dieser Streitfrage hier kurz das authentische Quellenmaterial zusammengestellt. Terminationland soll, wie dem Text und der Karte des Wilkesschen Werkes zu entnehmen ist (Ch. Wilkes, Narrative of the United States Exploring Expedition 1838—1842. Band 2, und Atlas, Karte 2. London 1845.), etwa zwischen 64° und 65° südlicher Breite

Abbild. 27.



Fahrt der australischen antarktischen Expedition.

und 95° und 97° östlicher Länge gelegen sein und sich an seiner Küste in NNW—SSO Richtung erstrecken. Gesichtet wurde es aus der Position $97^{\circ} 37'$ östlicher Länge und $64^{\circ} 01'$ südlicher Breite, von wo aus es mit den Worten beschrieben wird: „Appearances of land were also seen to the southwest, and its trending seemed to be to the northward“. Das sind die Originalangaben seitens Wilkes über Terminationland.

Nördlich dieser Position des Landes fuhr im Februar 1874 die „Challenger“ vorbei, ohne Land wahrzunehmen. Zu den gleichen Ergebnissen kam Mitte Februar 1902 die „Gauss“; v. Drygalski fand genau an der

Stelle, an der Terminationland von Wilkes gesichtet war, kein Land vor (v. Drygalski, Zum Kontinent des eisigen Südens, Berlin 1904, und Veröff. Inst. f. Meereskunde, V, Berlin 1903). Am 9. Februar ist nun, wie auf dem Nebenkärtchen deutlich zu ersehen, auch die „Aurora“ durch das gleiche Gebiet gekommen und hat dort, wie aus dem Berichte auf S. 485 im „Geographical Journal“ klar hervorgeht, wiederum kein Land konstatiert, sondern nur größere Partien von Meereis wie schon v. Drygalski. Ob dieses Eis auf einer Untiefe aufsitzt, wofür die Abnahme der Meerestiefe und die Beschaffenheit des Meeresbodens zu sprechen scheint, oder nicht, kann vorläufig nicht entschieden werden; soviel aber ist sicher, daß hier über dem Meeresspiegel kein Land gesichtet ist. Die Stelle dagegen, auf der Wild mit dem zweiten Teil der australischen Expedition überwintert, ist in der Fortsetzung des bereits von der Gauss-Expedition gesichteten „Hohen Landes“ gelegen und kann nicht mit Wilkes' angeblichem Terminationland identifiziert werden; denn von diesem ist es gut 170 km entfernt! Es ist daher am besten, das Wort „Terminationland“ auf den Karten zu streichen und nicht, wie Singer empfiehlt (Globus 86, 1904), es neben Kaiser Wilhelm II. Land fortzuführen.

Gänzlich ungerechtfertigt erscheint es uns bei einer jetzt so klaren Sachlage, daß E. S. Balch neuerlich (Science, 33, S. 657, 1912) in einem Artikel, der sich gegen eine Notiz in der Zeitschrift unserer Gesellschaft wendet, (Jg. 1910, S. 469), für die Bestätigung von Terminationland durch die Gauss-Expedition eintritt, in derselben Art, wie er es schon früher getan hat (Nat. geogr. Mag., XV, S. 220, 1904). Es ist jetzt durch die „Aurora“ ebenso wie schon vor einem Jahrzehnt durch die „Gauss“ nachgewiesen worden, daß

1. an der von Wilkes angegebenen Stelle von Terminationland überhaupt kein Land existiert,
2. falls Wilkes das von v. Drygalski als „Hohes Land“ bezeichnete Land gesichtet haben sollte, er als Admiral und Nautiker einen Positionsfehler von 170 km begangen hat.

Einen dieser beiden Fehler muß Balch zugeben, wenn er die Korrektheit von Wilkes, dieses genauen und sorgfältigen Beobachters, wie er ihn nennt, im vorliegenden Fall retten will!

Sp.

Nachdem die japanische Südpolar-Expedition unter Leutnant Shirase, über welche in der Zeitschrift mehrfach berichtet wurde, in ihre Heimat zurückgekehrt ist, werden auch nähere Einzelheiten über die Ergebnisse derselben in japanischen und britischen Tageszeitungen veröffentlicht. Nach diesen vorläufigen Mitteilungen scheinen die Hauptergebnisse des zweiwöchentlichen Aufenthaltes auf dem Südpolar-Kontinent in der Erreichung einer südlichsten Breite von $80^{\circ} 5'$ auf dem Roß-Barrier-Eise, in der Anlage verschiedener, namentlich geologischer Sammlungen und in der Erforschung von König Eduard VII - Land zu bestehen. Ausdrücklich wird hervorgehoben, daß dieses Land nicht mit dem Südpolar-Kontinent zusammenhängt, wie Amundsen vermutet. Diese Beobachtung ist deshalb von Wichtigkeit, weil dann die Möglichkeit besteht,

daß die Tafel der Roß-Barrière sich noch viel weiter nach Osten ausdehnt
Baschin.

Meere.

Laut einem beim Reichsmarineamt eingegangenen Telegramm hat das deutsche Vermessungsschiff „Planet“ Mitte Juni dieses Jahres mit 9780 m erlotet eine Meerestiefe, die größer ist als alle bisher gefundenen Tiefen. Sie fand sich 40 Seemeilen nordöstlich der Philippinen-Insel Mindanao. Dort zieht sich der Philippinen graben entlang, in dem östlich Mindanao, wie ich aus der in wenigen Wochen erscheinenden Grollschen Tiefenkarte ersehen konnte, bislang nur Tiefen von 8500 m und 8553 m bekannt waren, außerdem am Nordende des Grabens eine zweifelhafte Tiefe von 8900 m.

Der neuen Lotung kommt die große Bedeutung zu, daß sie nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung die größte Meerestiefe darstellt und somit dem Nerotief mit 9636 m, das 1899 das amerikanische Vermessungsschiff „Nero“ im Marianengraben auffand, den Rang abläuft. Das Nerotief hatte die Tiefe von 9427 m bei den Kermadec-Inseln in der Tongarinne überholt, die 1895 das englische Kriegsschiff „Pinguin“ erlotet hatte. Ob die neue Tiefe im Philippinen graben, deren Benennung dem „Planet“ zu steht, die größte Tiefe des Weltmeeres sein wird und ob nicht noch eine Tiefe von 10 000 m erreicht werden wird, ist noch nicht vorauszusagen, da noch längst nicht in alle Teile der Gräben des Stillen Ozeans Lotungen gesenkt sind.

Das neue Resultat bildet einen neuen Ruhmesstein unter den vielen für die Wissenschaft und die Praxis so wertvollen Ergebnissen, die der „Planet“ seit seiner Vermessungstätigkeit erlangt hat. Ist ihm doch auch ganz abgesehen von wichtigen Beobachtungen auf dem Gebiete der physikalischen Meereskunde, die Erlotung der größten bekannten Tiefe des Indischen Ozeans zu danken, die mit 7000 m südlich Insulinde liegt. Aus der Tätigkeit im Stillen Ozean ist die im Januar 1907 erfolgte Entdeckung des Philippinen grabens, die unter dem damaligen Kapitänleutnant, jetzigen Korvettenkapitän Kurtz erlotet wurde, besonders hervorzuheben, ebenso die Auffindung und Auslotung zahlreicher anderer Gräben, wie z. B. bei Bougainville. Hoffentlich bleibt das deutsche Schiff noch recht lange draußen und ist es ihm möglich, seine fruchtbare Tätigkeit auch weiterhin zu entfalten.

Sp.

Allgemeines.

Der XVIII. Deutsche Geographentag, welcher in der Pfingstwoche zu Innsbruck gehalten wurde, bot ein reiches Arbeitsprogramm: Mittelmeer-Forschung, Forschungsreisen, Geographie der Alpen sowie Geschichte der Geographie waren seine Hauptberatungsgegenstände. Zum Thema Mittelmeer-Forschung war allerdings nur ein Vortrag von Professor Dr. Eduard Brückner in Wien angemeldet worden. Aber der Wiener Geograph bot wesentlich Neues, indem er über die österreichisch-italienische Erforschung der Hochsee der Adria in den Jahren 1911/1912 berichtete. — Von den fünf Vorträgen über Forschungsreisen stand in erster Linie

der von Professor J a e g e r aus Berlin, welcher über das ostafrikanische Hochland unweit des Grabenbruches auf Grund der Ergebnisse seiner Reise nach Deutsch-Ostafrika 1906/07 sprach. Es war eine übersichtliche, großzügige Schilderung des Gebietes, die der Vertreter der kolonialen Geographie an der Berliner Universität darbot. — Professor M e r z b a c h e r aus München beeinträchtigte die Wirkung seines Vortrages über die Physiographie des Tien-schan in ihren Beziehungen zum Klima durch die Vorführung zu zahlreicher Lichtbilder, und es blieb ihm keine Zeit mehr, den zweiten Punkt seines Themas: „Die Entwicklung des dortigen Pflanzenlebens“ zu besprechen. — In kurzer, prägnanter Weise berichtete Professor E. M a c h a t s c h e k aus Wien über seine Eiszeitstudien im westlichen Tien-schan, welche ihn zu dem Ergebnis führten, für dieses Gebirge eine wesentlich geringere Depression der glazialen Schneegrenze anzunehmen, als beispielsweise für die Alpen. — Dr. A. M e r z' Mitteilung über seine ozeanographische Forschungsreise im Atlantischen Ozean 1911 brachte eine Fülle neuer Ergebnisse in lichtvoller Weise an die Öffentlichkeit; namentlich erregten seine Beobachtungen über Verdunstung und Taufall sowie über die Strömungen auf dem offenen Meere Interesse. — Dr. J. v. S t a f f aus Berlin berichtete über die morphologischen Ergebnisse der Deutschen Tendaguru-Expedition in Ost-Afrika 1911 in gleicher Weise wie schon zu Berlin bei der Feier zur Heimkehr von der Expedition. Er schilderte die charakteristischen morphologischen Züge eines Küstenstriches in prägnanter Weise und führte zahlreiche Lichtbilder vor.

Zum Beratungsgegenstand „Geographie der Alpen“ waren so zahlreiche Vorträge angemeldet, daß eine Trennung in zwei Sektionen: A. Anthropogeographie, B. Geomorphologie der Alpen notwendig geworden war, welche gleichzeitig miteinander tagten, so daß es dem einzelnen nicht möglich war, alle Vorträge zu hören. An die Sektion „Geomorphologie der Alpen“ gefesselt, war es dem Berichterstatter nicht möglich, die beiden anthropogeographischen Vorträge zu hören. Unter ihnen war nach übereinstimmendem Urteil der beste Vortrag der Versammlung der von Professor Norbert K r e b s aus Wien über die unbewohnten Areale der Ost-Alpen. Als zweiter Redner sprach Professor S t o l z aus Innsbruck über die geschichtliche Entwicklung der bayerisch-tirolischen Landesgrenze. In der Sektion „Geomorphologie“ lenkte Professor S ö l c h aus Graz die Aufmerksamkeit auf die zahlreichen epigenetischen Talstrecken der Grazer Bucht und gab für dieselben eine plausible Erklärung. — Dr. D i s t e l aus München behandelte die Entstehung des alpinen Taltroges auf der Nordseite der Hohen Tauern im Anschluß an seine eben erschienene Arbeit. — Geheimrat L e p s i u s aus Darmstadt sprach über die Einheit und Ursachen der Eiszeit. Dieser Vortrag war inhaltlich eine Wiederholung des Vortrages, den Lepsius bereits 1910 auf dem Geologen-Kongresse zu Stockholm gehalten hat, und er nahm nicht Bezug auf Einwendungen, die seither gemacht worden sind. In der Diskussion konnte daher wieder nur festgestellt werden, daß die Beobachtungen, auf die sich Lepsius stützt, durchaus nicht mit denen anderer Autoren harmonieren. Gleichwohl fand Lepsius Unterstützung bei Professor v. D r y g a l s k i aus München, welcher sich entschieden für die Einheit der alpinen Eiszeit aussprach, ohne jedoch klar hervortreten zu lassen, inwieweit er sich dabei auf eigene

Beobachtungen oder auf einen bestimmten theoretischen Standpunkt stützt. Nicht ohne Kopfschütteln hörten die meisten Anwesenden die Aufforderung des Münchener Geographen, zu einer einfacheren Auffassung des Eiszeit-Problems zurückzukehren: sind denn in der Tat die Verhältnisse, die uns einfach erscheinen, wirklich die natürlichen? Die Entwicklung der Wissenschaften hat dies in der Regel verneint.

Unter den Vorträgen über die Geschichte der Geographie fesselte ganz besonders der Vortrag von Professor J. Fischer aus Feldkirch über die handschriftliche Überlieferung der Ptolemäus-Karten. Dem außerordentlichen Spürsinn dieses Forschers ist es gelungen, eine namhafte Zahl bisher unbekannter handschriftlicher Ptolemäus-Karten zu entdecken, von denen einige Atlanten von 68 Blatt bilden. Man darf von der Publikation dieser Kartenwerke sehr viel erwarten. Einstweilen hielt allerdings Professor Fischer mit seinem Urteil zurück. Mit Entschiedenheit betonte jedoch Professor v. Wieser, daß die blattreichen Atlanten gewiß nicht bloß Karten enthielten, die sich auf Ptolemäus zurückführen. — Über das Fortleben der erastosthenischen Masse sprach Professor v. Scala aus Innsbruck, und Professor Günther aus München zog eine sichere Begrenzung zwischen Geschichte der Erdkunde und historischer Geographie. —

Wie gewöhnlich erstattete die Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland einen Bericht durch ihren Vorsitzenden Professor Hahn aus Königsberg, aus dem man manche interessante Einzelheiten entnehmen konnte, nicht aber erfuhr, daß in den letzten Jahren die landeskundliche Darstellung einer preußischen Provinz beendet worden ist, welche für einschlägige Arbeiten als geradezu mustergültig gelten kann, nämlich Partschs' Werk über Schlesien. Ein Antrag, den die Kommission eingebracht hatte, wurde von ihr selbst zurückgezogen; er lautete: „Der Deutsche Geographentag möge es auf Antrag der Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland für erwünscht und nützlich erklären, daß unter Leitung dieser landeskundlichen Kommission ein Atlas von physiologisch-morphologischen Karten herausgegeben wird, in dem einzelne nach geologischen oder klimatologischen Verhältnissen besonders charakteristische Gebiete des Deutschen Reiches zur Darstellung kommen sollten.“ Gleichsam zum Begräbnisse dieses Antrages erhielt dessen Urheber, Professor Passarge, außerhalb der Tagesordnung das Wort, um die von ihm gewünschten physiomorphologischen Karten zu erläutern. Eine Diskussion über diesen Vortrag fand nicht statt; sie hätte voraussichtlich seitens zahlreicher deutscher Geographen Opposition gegen den Plan offenbart

Satzungsgemäß fällt eine Sitzung des Geographentages jeweils dem geographischen Unterricht, seinen Zielen und seiner Bedeutung zu. Direktor Fischer aus Berlin hatte als Vorsitzender der ständigen Kommission für den erdkundlichen Unterricht für die Geschäftsjahre 1909/12 so gut wie nichts zu berichten. Er beantragte Aufhebung der Kommission. Dieses wurde vom Geographentag beschlossen und der Zentralausschuß mit deren Aufgaben betraut. Zu dem Ende wurde die Zahl der in ihm vertretenen Schulmänner auf zwei gebracht. — Eine aktenmäßige Darlegung über die Stellung des Geographentages zum Deutschen Ausschuß für den mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht trug der Berichterstatter vor. Es wurde darin gezeigt, daß die Absichten jenes Ausschusses durchaus

mit denen des Geographentages harmonieren, und es wurde der Redner seitens der Versammlung auf weitere zwei Jahre in den „DAMNU“-Ausschuß gewählt. Manche Klagen über die Stellung der Geographie an österreichischen Mittelschulen brachte Professor Sieger aus Graz zur Sprache, und der Geographentag pflichtete ihm in einer Resolution vollinhaltlich bei. — Der letzte Vortrag des Tages von Professor Lukas-Graz handelte über die koloniale Geographie in den höheren Schulen von Österreich.

Die Innsbrucker Tagung erhielt ein besonderes Gepräge durch zahlreiche Beteiligung von Studierenden. Aus Berlin, Leipzig, Wien und Utrecht waren Studenten-Exkursionen nach Innsbruck gekommen, und fast der fünfte Teil aller Besucher wurde von Studierenden gebildet. Schon während der Tagung fanden einzelne Exkursionen statt. Ein Nachmittagsausflug auf die Läser Köpfe wurde allerdings durch heftigen Regen beeinträchtigt, aber die vom Ortsausschuß in Igls gastfrei gebotene Jause erhielt die Gesellschaft in bester Laune. Professor Blaas führte ferner zur Höttinger Breccie, und es haben sich auch die Teilnehmer dieser Exkursion von der interglazialen Lagerung der Breccie überzeugt. Eine größere Exkursion fand unter der Leitung des Professors v. Wieser, des verdienten Vorsitzenden des Ortsausschusses, und Professor Blaas nach Süd-Tirol statt. Man fuhr über den Brenner und wanderte von Franzensfeste nach Brixen sowie dann eine Strecke in der Nähe von Waidbruck, um abends in Bozen anzulangen. Am nächsten Tage besuchte die Mehrzahl Überetsch und die Mendel. Eine andere Gruppe, fast ausschließlich aus der Berliner Studenten-Exkursion bestehend, wanderte von Bozen über den Ritten nach Waidbruck; sie widmete dann ferner einen dritten Tag dem Besuch der Höttinger Breccie, während die in Bozen gebliebenen Exkursionisten eine gastfreundliche Bewirtung auf dem Schlosse Runkelstein durch die Stadt Bozen genossen.

A. Penck.

LITERARISCHE BESPRECHUNGEN.

Hettner, Alfred, Die Klimate der Erde. (Aus: Geographische Zeitschrift 1911.) 78 S., 1 Tf. 8°.

Die Arbeit Hettners ist von allen bis jetzt erschienenen Arbeiten über Klimatologie darin verschieden, daß er synthetisch und nicht analytisch vorgeht und, mit der Sonnenstrahlung beginnend, das Hauptgewicht nicht auf die Verschiedenheit der Wärmemenge legt, welche die einzelnen Parallele erhalten, sondern auf die atmosphärische Zirkulation, welche durch die Sonnenstrahlung und die Drehung der Erde um ihre Achse bewirkt wird. „Erst nachdem“, bemerkt der Verfasser, „kann eine natürliche Einteilung der Klimate den graduellen Abstufungen Rechnung tragen, die sich aus Unterschieden der geographischen Breite und aus regionalen und lokalen Verschiedenheiten der Bodengestaltung, namentlich der Entfernung vom Meere und der Meereshöhe ergeben.“ Dieser Gesichtspunkt wird von Hettner sehr folgerichtig und systematisch durchgeführt.

Er sagt u. a.: „Das Ziel jeder Wissenschaft muß die reproduktive

Synthese, der Aufbau, die Entwicklung der Tatsachen aus den primären Ursachen sein" und weiter, daß die Klimatologie dieses Ideal noch nicht erreicht, aber sich ihm mehr als andere Teile der Geographie und der speziellen Naturwissenschaften nähert.

Der Verfasser geht aus von der Verteilung des Luftdruckes und der Winde, welche ihrerseits durch die Sonnenstrahlung und die Drehung der Erde um ihre Achse bestimmt werden, und von welchen die atmosphärische Zirkulation abhängt. Von den genannten Hauptbedingungen der Klima hängen in erster Reihe zwei Kategorien der Erscheinungen ab. 1. Licht und Wärme, 2. Feuchtigkeit, Bewölkung und Niederschläge, und zwar fängt die Darstellung mit den Hydrometeoren an, warum, ist mir nicht klar, da sie doch eine sekundäre Erscheinung sind.

Hettner fängt bei jedem Elemente mit dem Meere an, da es den größten Teil der Erdoberfläche einnimmt und die Erscheinungen am gleichförmigsten zeigt; dann betrachtet er die Kontinente und die Modifikationen, welche sie in das, als das Normale betrachtete Seeklima bringen, dann erst behandelt er den Einfluß der Höhe, der Gliederung und der Vegetation.

Große Ähnlichkeit mit Köppens Klimakunde ist vorhanden und wird vom Verfasser auch erwähnt, nur das Köppen analytisch vorgeht, d. h. mit den tatsächlichen Zuständen anfängt und dann die allgemeinen Züge charakterisiert. Es ist wohl sicher, daß der Gedankengang Hettners derselbe war und nur später die Synthese an den Anfang gestellt wurde. Sehr richtig ist die Bemerkung Hettners, daß der thermische Unterschied von Land und Meer oft zu sehr betont wird und darüber der dynamische vergessen. Selbst wenn kein thermischer Unterschied vorhanden wäre, würde die Schwächung der Winde durch die Reibung einen großen Einfluß auf die Klima üben und infolgedessen kontinentales und ozeanisches Klima verschieden sein. Und solcher sehr wichtiger Einzelheiten gibt es in der Arbeit viele, worauf ich nicht speziell eingehen kann.

Doch will ich einige Punkte erwähnen, in welchen ich Hettner nicht zustimmen kann. Er betrachtet die tropischen Regen (die Monsun-Regionen ausgenommen) zu sehr als durch Verlagerung der äquatorialen Kalmen-Zone bewirkt, während auf dem Lande die Abschwächung der Passate und die dadurch erleichterte Bildung der Gewitterregen eine so große Rolle spielt. Dann unterscheidet er in den Monsun-Regionen äquatoriale Gebiete mit doppelter und außeräquatoriale mit einfacher Regenzeit. Nun liegen aber die Verhältnisse sehr verschieden. Auf den Sundainseln ist die doppelte Regenzeit selbst unter 5° S. nicht vorhanden. In diesen Breiten ist an der Westküste von Celebes eine einzige scharf ausgeprägte Regenzeit da, mit dem Maximum im Januar wie auf der ganzen Inselwelt. Dagegen gibt es im südlichen China, weit nördlicher vom Wendekreise, eine doppelte Regenzeit, und noch weiter nördlich reicht sie in Japan.

Das Klima an der West-Küste des tropischen Süd-Amerika und Süd-Afrika wird von Hettner als trockenes Passatklima bezeichnet. Nun hängen aber die eigentümlichen Erscheinungen an diesen Küsten von den kalten Meeresströmungen ab, und an der tropischen West-Küste von Australien, wo die Passate viel regelmäßiger entwickelt sind, kommen sie nicht vor.

Im großen und ganzen ist die Abhandlung Hettners eine sehr wichtige

und erfreuliche Erscheinung auf dem Gebiete der Klimatologie. Der Verfasser hat es verstanden, die Frucht großen Studiums und langen Nachdenkens kurz und bündig darzustellen, er hat ein Werk geschaffen, welches selbst neben dem Köppenschen seine Berechtigung und sein Interesse hat. Mit Hanns Handbuch der Klimatologie ist wegen des Umfangs Hettners Werk natürlich nicht zu vergleichen.

Hoffentlich werden wir bald Hettners Klimate der Erde in neuer Auflage in Buchform sehen, wo alle die guten Seiten der ersten Auflage wieder erscheinen, und die im Vergleich zu der Gediegenheit des Werkes unbedeutenden Mängel verbessert werden.

A. Woeikof.

Neuhauß, Richard, Deutsch Neuguinea. Bd. I—II, Verlag Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). Berlin 1911.

Dem dritten, das Missionsmaterial enthaltenden Bande seines Reisewerkes, lässt der Verf. nunmehr seine eigenen Beobachtungen im ersten Bande folgen, während der zweite die anthropologischen Rassentypen bringt.

Die Einleitung gibt eine Übersicht über den Verlauf der Reise. Sie berührte die wichtigeren Stationen des deutschen Schutzgebietes von Sissanu an der holländischen Grenze bis zum Waria an der englischen und den Tami-Inseln. Längerer Aufenthalt wurde am Sattelberg bei Finschhafen in Sissanu und Sialum, Malolo und Bukaua genommen. Von größeren Ausflügen sind die in das Hinterland des Sattelberges sowie die Befahrungen des Augusta und Markham Flusses besonders hervorzuheben. Geographische Bemerkungen zur Landeskunde sind auch in den Schlußkapiteln enthalten, so die Angaben über das Vorkommen vulkanischer Gesteine, Erdbeben, Gletscherspuren, Meteorologie u. a. Von praktischer Wichtigkeit sind die Bemerkungen über Reiseausrüstung und die medizinischen Verhältnisse (Hygiene und Chininprophylaxe). Kolonialpolitikern wird die scharfe Kritik an den Mißgriffen der Verwaltung zu denken geben.

Von den überaus verwickelten anthropologischen Verhältnissen der Insel gibt die reiche 336 Tafeln umfassende Porträtsammlung des zweiten Bandes einen Begriff, zugleich aber auch die erste brauchbare Handhabe zu ihrer Entwirrung.

Der Verf. warnt mit Recht vor einer Verwechslung der eigentlichen Papuas, der Binnenländer, mit der von malaiischen Elementen durchsetzten melanesischen Küstenbevölkerung, deren somatische Abgrenzung aber noch undurchführbar ist, da der Einfluß der gleichen Landesnatur alle feineren Unterschiede verwischt hat und zugleich eine außerordentliche Typenmannigfaltigkeit besteht. Nur die völlige Trennung der papuanischen von den melanesischen Sprachen bedeutet einen durchgreifenden Unterschied.

Das Vorkommen von Sprachübertragungen wird vom Verf. geleugnet, was aber weiterer Prüfung bedarf. Im übrigen lassen die häufigen Rückschläge Schlüsse auf die Mischungselemente zu. Die älteste Urschicht bilden wahrscheinlich die brachykephalen Pygmäen.

Die oft vorkommenden „jüdischen Typen“ berechtigen nicht, wie der Verf. meint, zur Annahme einer alten semitischen Einwanderung, da

solche Formen in allen Erdteilen, besonders Ostasien und Südamerika, häufig sind.

Die Abschnitte über Lebensweise und Kulturbesitz bringen eine Fülle neuer Beobachtungen und Erkundigungen. Es seien hervorgehoben die Angaben über Grubformen S. 367, Communismus S. 117, Haartracht S. 189, Hütten S. 227, Schweinezucht S. 262, Feldbestellung S. 281, Brücken S. 243, Schiffbau S. 347, Trommelsprache S. 318 und die erste genaue Beschreibung der merkwürdigen Schlafsäcke am Augustafluß. Für die Vorgeschichte wichtig ist die Beschreibung eigentümlicher z. T. kunstvollen Steinobjekte einer verschollenen Urbevölkerung (S. 136). Amerikanisten seien auf die zahlreichen Parallelen mit südamerikanischen Völkern hingewiesen, wie Schambekleidung, Knotenschrift, Trommelsprache, Bestattungsgebräuche u. a. Das Aufhängen der Knochen des Toten in seiner Hütte hat sicherlich ursprünglich animistische Bedeutung, ist also nicht bloß ein Vorwand für „Veranstaltung eines Schweineessens“.

Ob das Urteil des Verfassers in allen Punkten zutrifft, ob in ethnologischen Einzelheiten Verstöße vorkommen oder nicht, alles der „musealen“ Betrachtungsweise entspricht, ob endlich auch der Ton, den er bisweilen anschlägt, der richtige ist, darüber soll hier nicht gerechtfertigt werden. Die Hauptsache ist, daß überall sein Bestreben vorherrscht, möglichst authentische Daten zu sammeln. Vor allem müssen wir ihm Dank wissen, daß er seine hervorragende Beherrschung der photographischen Technik in den Dienst der Völkerkunde gestellt hat. In dieser Beziehung haben seine Ergebnisse, besonders die kinematographischen Aufnahmen, gradezu urkundlichen Wert.

P. Ehrenreich.

EINGÄNGE FÜR DIE BIBLIOTHEK UND ANZEIGEN.

(Mai 1912.)

Bücher und Sonderabzüge:

Europa.

- Baedeker, Karl:** Spanien und Portugal. 4. Aufl. Leipzig, Karl Baedeker, 1912. CII, 573 S., 20 Krt., 44 Pläne, 15 Grundrisse. 8°. (Verlag.)
- Cayeux, Lucien:** Description physique de l'Isle de Délos. Première partie. (Exploration archéologique de Délos.) Paris, Fontemoing et Cie, 1911, 216 S., 8 Tf., 3 Krt. 4°. (Verlag.)
- Götzinger, Gustav:** Geomorphologie der Lunzer Seen und ihres Gebietes. (S.-A. aus: Internationale Revue der gesamten Hydrobiologie und Hydrographie. Leipzig 1912. VI, 156 S., 20 Tf., 4 Krt, 8°. (Biolog. Station Lunz.)
- Hann, J. v.:** Die täglichen Änderungen der Windstärke auf dem Gipfel des Ben Nevis (und des Tsukubasan, im Anhang.) Sitz.-Ber. d. kaiserl. Ak. d. Wiss. in Wien.) 1912. 36 S. 8°. (Verfasser.)
- Hellmann, G.:** Über den Charakter der Sommerregen in Norddeutschland. (S.-A. aus: Sitz.-Ber. d. Kgl. Preuß. Ak. d. Wiss.) 1912. 22 S. 8°. (Verfasser.)

- Hellmann, G.:** Vergleichende Übersicht über die klimatischen Verhältnisse der deutschen Nordsee- und Ostseeküsten. (Veröff. d. Zentralstelle f. Balneologie. III. Heft.) 1912. 18 S. 8°. (Verfasser.)
- Kapff, Paul v.:** Landeskunde des Königreichs Württemberg und der Hohenzollernschen Lande. (F. Hirts Sammlung von deutschen Landeskunden). 6., durchgesehene Auflage. Breslau, Ferdinand Hirt, 1912. 64 S. 8°. (Verlag.)
- Kirchner, K.:** Landeskunde der Großherzogtümer Mecklenburg-Schwerin und -Strelitz. 5. Auflage herausgegeben von U. Hackbusch. (F. Hirts Sammlung von deutschen Landeskunden.) Breslau, Ferd. Hirt, 1912. 40 S., 1 Tf. 8°. (Verlag.)
- Lenk, Hans und Lothar Krumbeck:** Ältere und neuere Rutschungen am Schloßberg von Banz. (S.-A. aus: Sitzungsber. d. phys.-mediz. Sozietät zu Erlangen.) 1911. 37 S., 8 Tf. 8°. (Verfasser.)
- Lullies, H.:** Landeskunde von Ost- und von Westpreußen. 7., neu bearbeitete Auflage. (F. Hirts Sammlung von deutschen Landeskunden.) Breslau, Ferd. Hirt, 1912. 80 S. 8°. (Verlag.)
- Muhle, W.:** Landeskunde des Königreichs Sachsen. (F. Hirts Sammlung von deutschen Landeskunden.) Leipzig, Ferdinand Hirt, 1912. 96 S., 2 Tf. 8°. (Verlag.)
- Penck, Albrecht:** Die Lage der deutschen Großstädte. (Städtebauliche Vorträge. Bd. V., H. 5.) Berlin, Wilhelm Ernst u. Sohn, 1912. 38 S. 8°. (Verlag.)

Asien.

- Hjuler, A.:** The Languages spoken in the Western Pamir. (The Second Danish Pamir-Expedition conducted by O. Olufsen.) Copenhagen 1912. 46 S., 1 Tf. 8°. (O. Olufsen.)
- Mžik, Hans von:** Die Reise des Arabers Ibn Batūta durch Indien und China. (14. Jahrhundert.) (Bibliothek denkwürdiger Reisen.) Hamburg, Gutenberg-Verlag, 1911. 490 S., 2 Krt. 8°.
- Rockhill, W. W.:** The 1910 Census of the Population of China. (Reprinted from the T'oung-Pao, Vol. XIII.) Leyden 1912. 11 S. 8°. (Verfasser.)
- Rapporten van de Commissie in Nederlandsch-Indië voor Oudhodkundig Onderzoek op Java en Madeira.** Batavia, s' Gravenlage 1911. 256 S., 19 Tf. 8°. (Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen.)

Afrika.

- Benton, P. Askell:** Notes on some Languages of the Western Sudan. London etc. 1912. VIII, 304 S. 8°. (Verfasser.)
- Büchler, Max:** Der Kongostaat Leopolds II. 1. Teil: Schilderung seiner Entstehung und seiner wirtschaftlichen Verhältnisse. Zürich u. Leipzig, Rascher u. Co., 1912. VIII, 235 S. 8°. (Verlag.)
- Hennig, Edw.:** Am Tendaguru. Stuttgart, E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung, 1912. 151 S., 9 Tf. 8°. (Verlag.)
- May, Walther:** Gomera, die Waldinsel der Kanaren. (S.-A. aus: 24. Bd. d. Verhdl. d. Naturwiss. Vereins in Karlsruhe.) Karlsruhe, G. Braunschweig'sche Hofbuchdruckerei, 1912. IX, 214 S., 1 Tf. 8°. (Verlag.)

Allgemeine Erdkunde.

- Bartels, W.** von: *Die etruskische Bronzeleber von Piacenza in ihren Beziehungen zu den acht Kwa der Chinesen.* Berlin, Julius Springer, 1912. 274 S., 2 Tf. 8°. (Verlag.)
- Blaas, J.**: *Petrographie.* 3., vermehrte Auflage. Leipzig, J. J. Weber, 1912. XVII, 324 S. 8°. (Verlag.)
- Brehms Tierleben.** Allgemeine Kunde des Tierreichs. Vierte, vollständig neubearbeitete Auflage, herausgegeben von Prof. Dr. Otto zur Strassen. Die Säugetiere. Neubearbeitet von Ludwig Heck. 1. Bd. Leipzig und Wien. Bibliogr. Institut, 1912. XX, 580 S., 21 Tf. 8°. (Verlag.)
- Faris, R. L.**: *Results of Magnetic Observations made by the Coast and Geodetic Survey between July 1, 1910, and June 30, 1911.* (Department of Commerce and Labor.) Washington 1912. 82 S. 4°. (Dep. of Commerce and Labor.)
- Gautier, Raoul**: *Arthur de Claparède.* (S.-A. aus: *Globe.*) Genève 1911. 19 S., 1 Tf. 8°. (Soc. de Géogr. de Genève.)
- Hayford, John F.**, and **William Bowie**: *The Effect of Topography and Isostatic Compensation upon the Intensity of Gravity.* (Department of Commerce and Labor.) Washington 1912. 132 S., 5 Tf. 4°. (Dep. of Commerce and Labor.)
- Hellmann, H.**: *Die Beobachtungsgrundlagen der modernen Meteorologie.* (S.-A. aus: *Meteorol. Zeitschrift*) 1911. 19 S. 8°. Verfasser.)
- Hellmann, G.**: *Einige Bemerkungen über das Strandklima.* (S.-A. aus: *Zeitschr. f. Balneologie etc.*) 1912, 3 S. 8°. (Verfasser.)
- Helmbert, F. R.**: *Die Erfahrungsgrundlagen der Lehre vom allgemeinen Gleichgewichtszustande der Massen der Erdkruste.* (Sitz. ber. d. Kgl. Pr. Ak. d. Wiss.) 1911. 25 S. 8°. (Verfasser.)

VERHANDLUNGEN DER GESELLSCHAFT.

Allgemeine Sitzung vom 8. Juli 1912.

Vorsitzender: Herr Penck.

Die Gesellschaft betrauert seit der letzten Sitzung das Hinscheiden eines ihrer ältesten Mitglieder, Seiner Exzellenz des Königlichen Gesandten a. D. **Freiherrn von Rotenhan** (Mitglied seit 1877), sowie der Mitglieder Herrn Assessor Dr. Paul v. Hartmann (1910) und Herrn Kaufmann H. Meyer (1910).

Der Vorsitzende berichtet in Kürze über den in allen seinen Teilen günstigen Verlauf des 18. Deutschen Geographentages, der in der Pfingstwoche d. J. zu Innsbruck stattfand und sich auch sehr reger Beteiligung erfreute (s. Vorgänge S. 471).

Es wird sodann mitgeteilt, daß im Königlichen Kunstgewerbe-Museum zur Zeit eine Ausstellung chinesischer Architektur nach Aufnahmen von Herrn Regierungsbauemeister Ernst Boerschmann veranstaltet ist. Herr Boerschmann, unser Mitglied, dessen Vortrag über „Baukunst und Landschaft in China“ im Heft No. 5 der Zeitschrift veröffentlicht worden ist, lädt die Mitglieder zum Besuch der Ausstellung ein.

Von den Einsendungen für die Bibliothek gelangen zur Vorlage die Werke von: Brehm-Heck, Büchler, Cayen, Hellmann, E. Hennig, Lohmann, Markham, v. Mžik u. a. m.

Ferner sind die in unserer Zeitschrift 1911, No. 10, erschienenen „Begleitworte“ zu den 40 Blättern der Karte des Deutschen Reiches 1 : 100 000 von Dr. W. Behrmann unter dem Titel „Erläuterungen“ usw. mit einem einführenden Vorwort des Vorsitzenden als Sonderausgabe herausgegeben worden, die auf buchhändlerischem Wege für den Preis von 1 M. für Mitglieder bei direkter Bestellung an die Geschäftsstelle der Gesellschaft für 0,50 M für das Exemplar zu beziehen ist.

Es folgt der Vortrag des Abends; Herr Königlicher Baumeister Tholens aus Hannover (als Gast) spricht über: „Die Wasserwirtschaft in Babylonien (Irak Arabi)“. (Mit Lichtbildern über seine Reisen.)

In die Gesellschaft wurden aufgenommen:

als ansässige ordentliche Mitglieder
Herr Paul Frost, Bankvorsteher.

„ Dr. jur. Ludwig Ruge, Rechtsanwalt.

als auswärtiges ordentliches Mitglied
Herr Dr. Fritz Frech, Professor an der Universität, Breslau.

BERICHTE VON GEOGRAPHISCHEN GESELLSCHAFTEN UND VORTRÄGEN.

Geographische Gesellschaft zu Hamburg.

Sitzung vom 2. Mai 1912. Prof. Dr. M. Friederichsen-Greifswald spricht über „die Küsten und Bäder Vorpommerns“. Prof. Dr. G. Schott-Hamburg hält einen Vortrag über „die vereinbarten Dampferwege zwischen dem Englischen Kanal und New York in ihrer Abhängigkeit von den Naturverhältnissen des Meeres“.

Geographische Gesellschaft zu Lübeck.

Sitzung vom 3. Mai 1912. Prof. Dr. Schulze spricht über „Beobachtungen der Sonnenfinsternis vom 17. April“.

Schluß der Redaktion am 26. Juni 1912.

Clemens Riefler
 Fabrik mathematischer Instrumente
 Nesselwang u. München.
 Präzisions- Reisszeuge,
 Präzisions- Uhren,
 Sekundenpendel- Nickelstahl- Pendel.
 Kompressions-
 Paris, St. Louis, Lüttich Grand Prix.
 Brüssel 1901 zwei Grand Prix.
 Illustrierte Preislisten gratis.

Reiseuniversale
 sowie kompl. Ausrüstungen für
 wissenschaftliche Expeditionen
 liefert als Spezialität
Max Hildebrand
 früher August Lingke & Co.
 Freiberg-Sachsen
 Gegr. 1791. Paris 1900 Grand Prix
 Man verlange Liste J 220.

**BIBLIOTHECA
 GEOGRAPHICA**
 JAHRESBIBLIOGRAPHIE
 DER
 GESAMTEN GEOGRAPHISCHEN
 LITERATUR
 HERAUSGEgeben von der
GESELLSCHAFT
 FÜR
 ERDKUNDE ZU BERLIN
 BEARBEITET VON
OTTO BASCHIN.
 Band XVI. Jahrgang 1907.
 XVI u. 522 S. 8°.
 Seit dem Jahrgang 1896
 mit
 Autoren-Register.
 — Preis 8 Mark. —
 Durch Beschluss des VII. Internationalen Geographen-Kongresses zu Berlin ist die „Bibliotheca Geographica“ als internationale geographische Bibliographie anerkannt worden.
 Kommissionsverlag von **W. H. Kühl**,
 Berlin SW.11, Königgrätzer Straße 82.

**Polar-
 fahrt**
 vom 18. Juli bis
 15. August 1912
 mit dem
 Doppelschrauben-
 Schnelldampfer
 „Großer Kurfürst“
 von Bremen nach
 Schottland, Island
 bis zur Grenze des
 ewigen Eises; nach
 Spitzbergen, dem
 Nordkap, an der nor-
 wegischen Küste ent-
 lang zurück n. Bremen
 Preise
 von Mark 500,- an
 Auskunft erteilen
**Norddeutscher
 Lloyd Bremen**
 und seine Vertretungen

Vom Verlag von **J. Engelhorns Nachf. Stuttgart** liegt einem Teil der Auflage dieses Heftes ein Prospekt über die „Bibliothek geographischer Handbücher“ bei. Ferner möchten wir die besondere Aufmerksamkeit unserer gesch. Leser auf den der Gesamtauflage beiliegenden Prospekt der **E. Schweizerbartschen Verlagsbuchhandlung Nägele & Dr. Sproesser, Stuttgart**, hinlenken.

Export

Hoflieferanten
Adolf Friedrich



Import

Sr. Hoheit des Herzogs
zu Mecklenburg.

Dingeldey & Werres

BERLIN W. E. 3. :-: Schöneberger Ufer 13.

Erstes, ältestes und größtes Spezialgeschäft Deutschlands
für komplette Tropen-Ausrüstungen
und zeitgemäße Reise-Ausrüstungen.

Eigene Fabrik mit elektrischem Betrieb.

Photographische Lehranstalt

BERLIN W50, * Gegr. 1898
Passauerstr. 13. * Mitglied der Ges. f. Erdkunde. * Jens Lützen

Sorgfältigste Entwicklung wertvoller Reise- und wissenschaftlicher Aufnahmen.

Specialität: Arbeiten für Forschungsreisende.

Anfertigung kolorierter Diapositive in japanischer Manier.

Silberne Medaille.

Photogr. Ausrüstung wissenschaftlicher Expeditionen.

Die Anstalt rüstete u. A. die Kgl. preuß. Turfan-Expedition und die Filchner'sche Südpolar-Expedition aus.

Photographische Unterrichtskurse für Forschungsreisende.

Wer sparsam wirtschaftet, indem er durch stete Benutzung
einer zuverlässigen; z. B. der

„Agfa“-Belichtungstabelle

Fehlexpositionen und damit Verluste am Negativmaterial vermeidet,
kann sich für seine Aufnahmen das vollkommenste, erfolgversprechende, d. h.



„Agfa“-Negativmaterial

leisten ohne seinen Etat ungebührlich zu belasten.

Wer nicht das Beste mit den besten
Mitteln anstrebt, bleibt zurück.

„Agfa“-Platten extrarapid
„Agfa-Chromo“-Platten
„Isolar“ und „Chromo-Isolar“-
Platten
„Isorapid“- und „Chromo-Iso-
rapid“-Platten

sind
absolut
zuverlässig!

Näheres im 16 seiten
tigen illustrierten

„Agfa“-Prospekt 1912

Gratis durch
Photohändler.